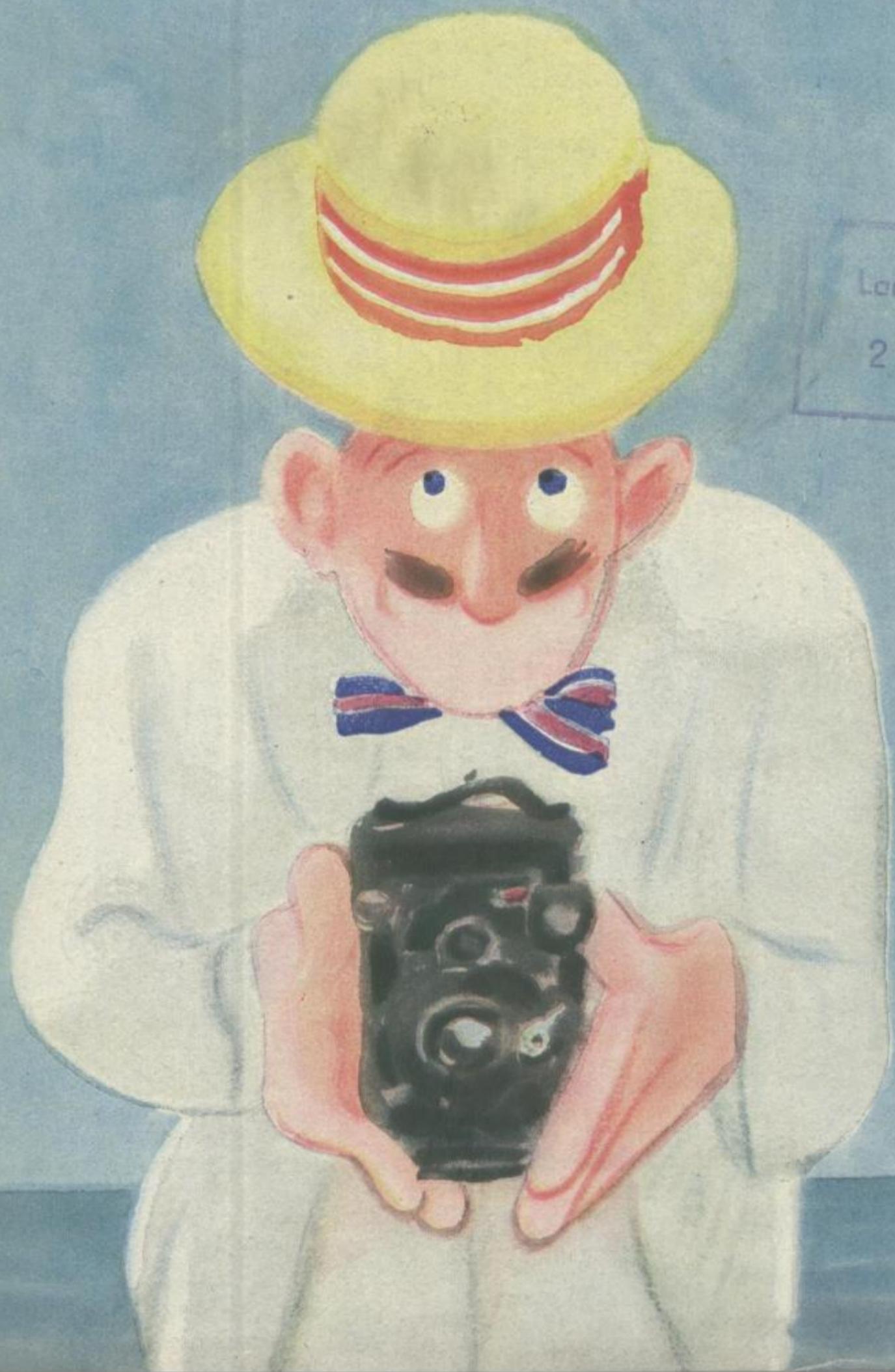


U H U

DAS NEUE ULLSTEIN MAGAZIN



Sächsische
Landesbibliothek
29 NOV. 1961

Trier

Sprengel

SCHOKOLADE



*Köstlich -
und nahrhaft zugleich!*

B. SPRENGEL & CO * HANNOVER * GEGR. 1851



Es muß den langjährigen Raucher unserer Gelben Sorte verwundern, daß die Geschmackseigenart und Qualität dieser Sorte voll aufrecht erhalten werden konnte. Es ist Tatsache, daß uns dies bis vor kurzem Sorgen genug gemacht hat, da einzelne schwer erreichbare Provenienzen auf die Neige gingen und die letzten Ernten für uns wenig geeignet waren. Heute können wir mit begreiflicher Befriedigung den Freunden der Sorte mitteilen, daß es uns gelungen ist, die letzten zur Mischung notwendigen Tabake in großen Vorräten zu stapeln und somit die Erhaltung dieser Sorte auf etwa zwei weitere Jahre sicherzustellen.

Wir hoffen, daß die Gelbe Sorte ihre Freunde nun auch weiterhin voll befriedigt.

REEMTSMA A.G.
CIGARETTENFABRIK

Büstenhalter



EINE STARKE DAME

die an einzelnen Tagen stärker und gegen Druck empfindlicher ist als an anderen Tagen, braucht ein Korsett, das sie durch Schnürung regulieren kann, das hygienisch einwandfrei ist, und das ihr infolge dauerhafter Verarbeitung auch dauernd eine gute Figur gibt. Mit einem Worte: sie braucht ein

SKI-KORSETT

Bezugsquellen werden nachgewiesen durch die alleinigen Fabrikanten
Lobbenberg & Blumenau · Köln, Zeppelinstr. 9 · Berlin, Leipziger Str. 73/74

„Wie Seide glänzt...“

Dein Haar und hat einen wunder-
vollen Duft.“-„Das verdanke ich Deinem
guten Ratschlag, nichts anderes als
Schaumpon
mit dem schwarzen Kopf
zu verwenden. Schaumpon ist wirklich ideal in
seiner Wirkung und denkbar einfach in der
Anwendung, jedoch muß man
beim Einkauf darauf achten,
daß man das richtige
mit der Schutzmarke
Schwarzer Kopf erhält.
„Ein Päckchen kostet
20 Pfennig.“



Hans Schwarzkopf, Berlin-Dahlem

Mädler's Patent-Koffer

Nur echt
mit dieser  Schutzmarke

Praktische
Reise-Ausrüstungen
Feine Lederwaren

Eigene Verkaufslokale:
Leipzig
Berlin
Hamburg
Frankfurt a. M.
Köln a. Rh.

Vertretungen
an mehreren größeren
Plätzen des In- und Auslandes.

Preisliste über Reise-Artikel, Autohoffer
und Ledermöbel kostenlos durch:

Moritz Mädler
Leipzig-Lindenau
Gegr. 1850



Interessante Sportmomente

sollten Sie im Bilde festhalten. Sie steigern damit nicht nur die Freude an Ihrem Sport, schaffen nicht nur reizvolle Erinnerungen, sondern liefern auch lehrreiches Anschauungsmaterial für jeden Sportbesseren. Aber benutzen Sie nur erstklassiges Aufnahmematerial.

Agfa-Rollfilme und -Filmpacke sind hoch lichtempfindlich, einfach zu verarbeiten, bei Tageslicht einzulegen und immer aufnahmebereit. Verlangen Sie das Agfa-Photo-Lehrbuch A125 mit viel prakt. Winken. Es kostet beim Photohändler oder direkt zu beziehen von der Agfa **20 Pf.**

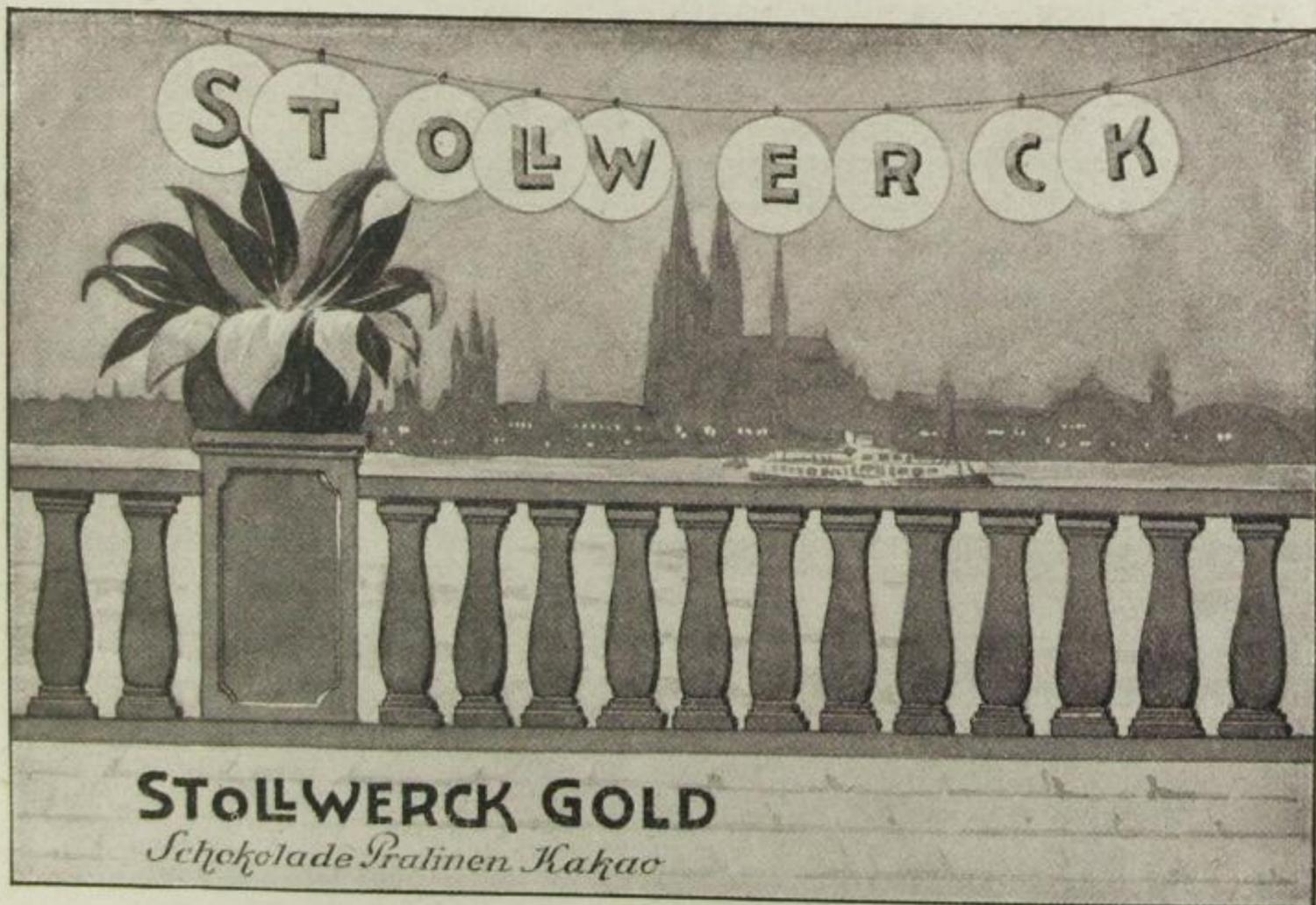


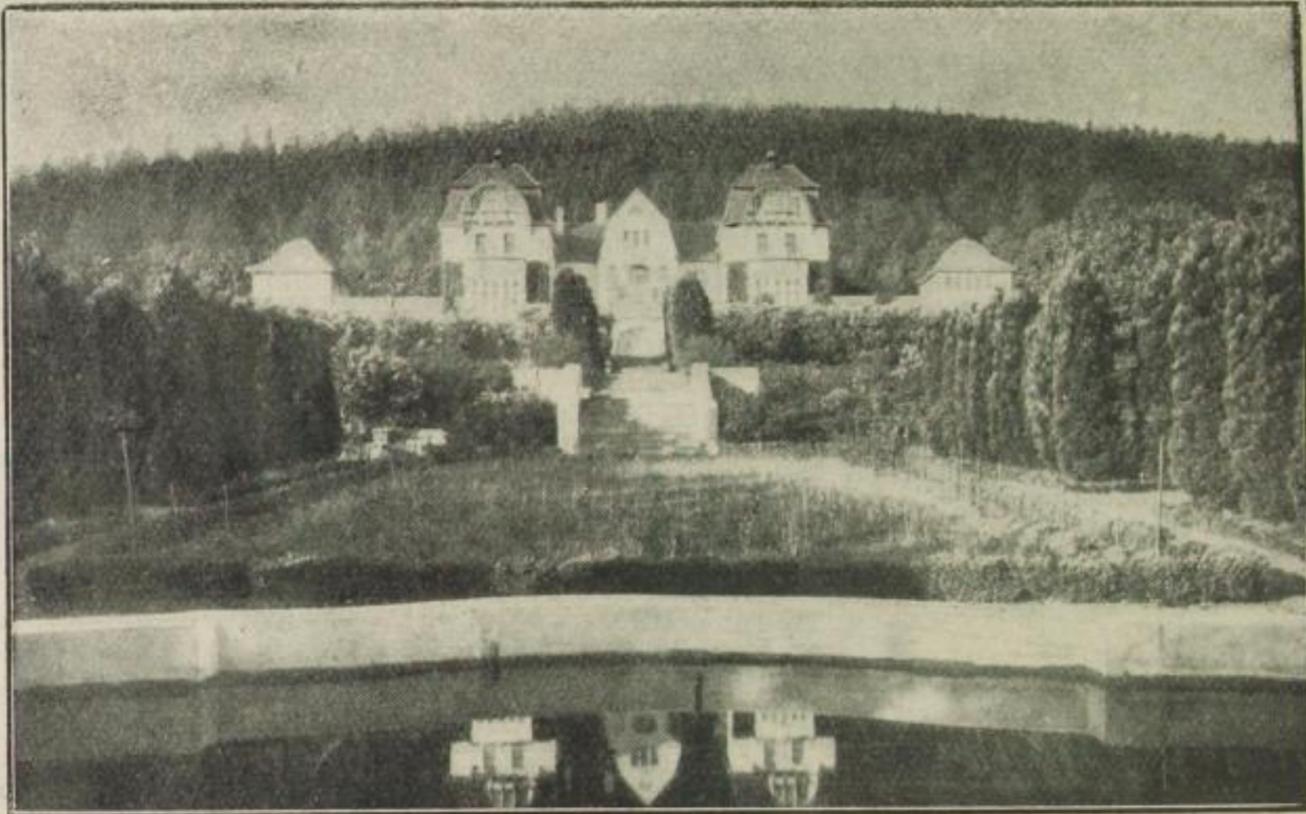
Katalog, Prospekt gratis.



Agfa

BERLIN SO 36





*Teutoburger Wald-
Sanatorium Grotenburg*

für Nerven-, Herz-, Blut-, Arterien- u. Stoffwechsel-
kranke. Gegründet 1907 / Herrliche Lage / Auser-
lesene Verpflegung / Diätikuren / Besonders
günstige Erfolge bei Blutdrucksteigerung, Spitzen-
katarrhen, Schilddrüsen - Erkrankungen / Prospekt
Dr. Manfred Fuhrmann, Hiddesen / Detmold

HERZ-SCHUHE

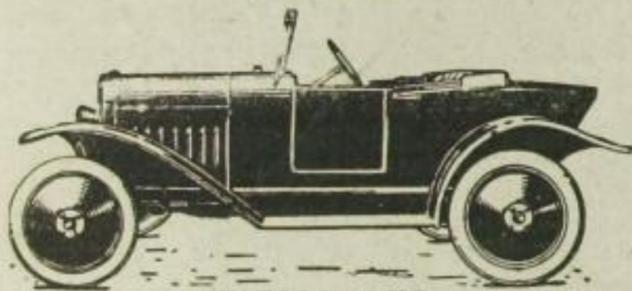


Die Fussbekleidung der Anspruchsvollen



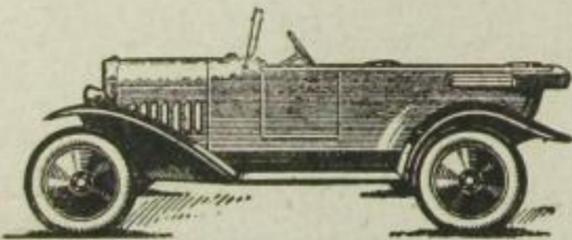
Größte Produktion
Deutschlands

4 PS



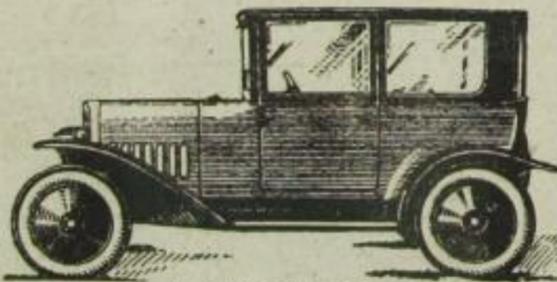
ZWEISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte Sitze, wasserdichtes Segeltuchverdeck, Gepäckkast. **3850**
Fünffache Ballonbereifung G-M. **3850**
Brennstoffverbrauch 5 Liter auf 100 km.



DREISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte Sitze, wasserdichtes Segeltuchverdeck, je ein Gepäckkasten zu beiden Seiten des hinteren Sitzes. **4600**
Fünffache Ballonbereifung G-M. **4600**
Brennstoffverbrauch ca. 5 Liter für 100 km.



LIMOUSINE

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, Karosserie mit 2 nach vorn aufgehenden Türen, 3 Plüsch-Cord-gepolsterte Sitze, Gepäckkasten im Innern, herablab. Fenster. **5300**
Fünffache Ballonbereifung G-M. **5300**
Brennstoffverbrauch ca. 5 kg für 100 km.

Die Preise verstehen sich
ab Werk Rüsselsheim a. Main

Man verlange ausführliches Angebot und
Beschreibung. Vertreter an allen größ. Plätzen

Der Wagen für jedermann



N.G. Busch

Punktisken

die wissenschaftlich und
technisch vollkommenen

Augengläser

Stellen die volle Seh-
schärfe wieder her.

Erhältlich in allen optischen
Fachgeschäften.

Aufklärende Druckschriften
durch die Fabrikanten:

Nitsche & Günther

Optische Werke AG.
und

Emil Busch AG.

Optische Industrie

Rathenow



Von bezaubernder Wirkung sind natürliche Haarlocken

Sie geben dem Frauenkopf etwas Typisches, besonders Anziehendes, Interessantes.

Mit Hilfe des
ETA-HAAR-KRÄUSEL-GEIST

läßt sich — ohne Anwendung des Brenneisens — nicht nur welliges, sondern es lassen sich auch Locken bilden, die mehrere Tage, auch bei Transpiration oder feuchter Luft halten. „Eta-Haarkräuselgeist“ verleiht dem Haar zudem ein lockeres und volles Aussehen, gibt der Frisur eine prachtvolle, elegante und haltbare Form. — Preis für eine Flasche M 2.— durch Nachnahme.

Weitere empfehlenswerte Artikel:

Lästiger Fettansatz. Doppelkinn, starker Leib und Hüften, unschöne Fesseln und dicke Waden beseitigt „Eta-Zehrwachs“ . . . M 4.—

Haarausfall. Beseitigen Sie die Schuppen u. Schinnen mit d. „Eta-Haarkur“ M 2.50

Haarfarbe. „Eta-Haarfärbelotion“ färbt jedes Haar allmählich braun, dunkelbraun, dunkelblond oder schwarz. M 2.50

Prächtiger Haarwuchs. „Eta-Haarwuchsgallert“ fördert rapid den Wuchs der Kopf- u. Barthaare. M 2.50

Lästige Haare. „Eta-Haazerstörer“ entfernt nicht die Haare sondern bleicht und zersetzt und macht sie farblos und dünn. . . M 5.—

Augenbrauen werden dichter und stärker und unabwaschbar dunkler gefärbt durch „Eta-Augenbrauenbalsam“. M 2.—

„Eta-Augenbad“ gibt strahlende Frische. Mit Wanne M 2.50

Mitesser beseitigt man für immer m. d. „Eta-Mitesserentferner“ (D.R.G.M. 766976) mit „Eta-Lösung“ . . M 2.50

Stirnrunzeln. Pneumatischer „Stirnrunzelglätter“ D. R. P. Nr. 352864. . . M 4.—

Gesichtsfalten. „Eta-Gesichtsmassageapparat“ M 2.50

Geradehalter „Sascha“, der primitivste, doch bequemste Geradehalter. Ang., ob Fig. klein, mittel, stark. . M 3.—

Schöne Formen. „Eta-Formenprickler“ kräftigt u. festigt d. Brustgewebezellen. Schöne, volle Körperformen entwickeln sich . . M 6.—

Magerkeit. Mag. Person. erlangen durch „Eta-Tragol“ runde Körperformen u. sof. Gewichtszunahme. . M 2.50

Unschöne Nasenform. Das 21. Modell Pat. 321737 Nasenformer „Zello-Punkt“ formt jede Nase normal. M 6.—, M 8.— und M 10.—

Nasenröte. „Eta-Nasenbad“ läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. „Eta-Nasenbad“ wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend. M 5.—

Rote Hände. „Eta-Handhüllen“ machen die Hände zart u. auffallend weiß M 4.—

Fingerspitzen. „Fingerspitzenformer“ je 5 Stück M 3.—

Sonnenbrauner Teint. „Eta-Sonnenbraun“ gibt interessanten, sonnenverbrannten Teint . . . M 2.—

Hautschälkur. Eine neue Gesichtshaut erzeugt die verbesserte „Eta-Schälkur“ M 6.—

Unschöne Lippen. „Eta-Lippenformer“ . . . M 3.—

Sommersprossen. „Eta-Maske“ beseitigt Sommersprossen gänzlich durch Sauerstoffwirkung. . M 4.—

Grübchen. „Eta-Grübchenbandage“ erzeugt reizende Grübchen. M 5.—

Schneeweiße Zähne. „Eta-Masse“ löst alle gelben Ansätze u. Zahnstein augenblicklich auf. M 2.— „Eta-Sauerstoff-Zahnpulver“. M 0.50

Angenehmer Atem. „Eta-Mundblättchen“ beseitigen üblen Mundgeruch u. verleihen angenehmen wohlriechenden Atem. . M 2.—

Tätowierung. Muttermal „Eta-Tropfen“ beseitigen Tätowierungen, Muttermale, Leberflecken und Warzen. M 3,50

Wahre und echte Schönheit

fällt niemand in den Schoß, sie will erworben und erarbeitet sein!

Die Erzielung eines jugendfrischen, rosigen, reinen und blütenweißen Teints ist kein zu lösendes Problem mehr! Ein souveränes Mittel ist gefunden in der hautveredelnden

Eta-Keri-Paraffinkur

nach Dr. med. Sandfort (Kerihyperthermie Hypertension)

Gesichtsdampfbäder, Vibrationsmassage, Teintpackungen u. a. Mittel sind überholt durch die „Eta-Keri-Paraffinkur“. In Tausenden von Fällen hat die Praxis bestätigt, daß die warmaufgetragene „Eta-Keri-Paraffinkur“ schon nach einer Nacht geradezu zauberhafte Wirkungen ausübt: Pickeln und Unreinigkeiten, Runzeln und Falten, welche und fahle Partien verschwinden, und an ihrer Stelle wird eine zarte, weiche und frische Haut sichtbar. „Eta-Keri-Paraffinkur“ kostet mit Verteiler M 4.— und Porto per Nachnahme.

„Eta-Artikel“ sind durch zahlreiche Patente im In- und Ausland geschützt, ferner geschützt gemäß dem Gesetz vom 15. Mai 1894. Von zahlreichen Ärzten und Chemikern ausprobiert und glänzend begutachtet. Täglich eingehende Dankschreiben. Versand unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin 43634, Porto 30 Pf. extra. Bei Bestellung von drei verschiedenen Artikeln oder mehr porto- oder spesenfrei.

„Eta“, Chemische Fabrik G. m. b. H., Berlin W 307, Potsdamer Str. 32



Über Nacht 10 Jahre jünger bist du geworden, liebe Käthe! Ja, das verdanke ich nur der hautveredelnden Eta-Keri-Paraffinkur



Die Hausfrau schafft den Ihren eine behagliche Ecke, ein poesievolles Ruheplätzchen durch Paul-Nave-A.-G.-Korbmöbel
Moderne, behagliche

Korbmöbel-Garnitur

aus Ia Möbel-Weiden stabil gearbeitet lt. obiger Abbildung M 42.50
japanbraun gebeizt und lackiert mehr M 3.—
(Tisch mit runder oder eckiger Platte nach Wahl)
aus Peddigrohr mehr M 22.50
Eine Bank, zu obiger Garnitur passend mehr M 28.—
Sitz- und Rückenkissen abnehmbar in bester Ausführung und
modernen Mustern, pro Sessel M 8.50, pro Bank M 17.—
liefern wir direkt aus der Fabrik bei ein Drittel **10 Mark** an.
Anzahlung gegen bequeme Monatsraten von

Verpackung und Fracht frei überall hin (auch nach dem Ausland,
franko deutscher Grenzstation) — Bei Barzahlung 10% Rabatt.

**PAUL NAVE AKT.-GES., KORBMÖBELFABRIK
LERCHEBERG-GLOGAU**

Briefadresse: Glogau Postschließfach 123a — Postscheckkonto: Breslau 16278

Zahlreiche freiwillige Anerkennungen! Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam,
daß unsere Erzeugnisse nur direkt durch uns ab Fabrik ohne jeden Zwischenhandel zu
beziehen sind und daß wir keinerlei Filialen oder Verkaufsstellen unterhalten. Wir garan-
tieren für erstklassige Qualitäten, guten Empfang und nehmen Nichtgefällendes zurück.

Für Übersee liefern wir **zusammenlegbare** Korbmöbel, in Kisten seemäßig verpackt,
mit 20% Aufschlag

Für Reise und Ferien



Die heimtückischen Champignons

von Gustav Meyrink

Die berühmtesten Nummern
aus dem Wachsfigurenkabinett,
Satiren und Grotesken.

*

Jeder Band
in reizvollem,
buntem Umschlag



Die Stadt der tausend Freuden

von Arnold Bennett

Ein Roman aus einem großen
Londoner Vergnügungspark.

*



Der Korallenthron

von Georg Fröschel

Ein Abenteuerroman von der Südsee.
Ein seltsames exotisches Märchen, das in Traum zerrinnt.

Jeder Band gebunden M. 2.—

Das Neue Ullstein-Buch

DAS NEUARTIGE
RUHEGERÄT

Balance
D.R.P.



FÜR DEN VERSAND VOLLKOMMEN ZUSAMMENLEGBAR
Patentiert in allen Kulturstaaten der Welt

Unentbehrlich für Badeorte, Erholungsheime, Gärten u. Veranden

Ideale, angenehme Ruhegelegenheit

zugleich Sitz- und Liegeschaukel, Hängematte und Strandkorb

*

Die Patentrechte (Lizenzen) für England, Frankreich, Schweiz, Belgien, Spanien, Ägypten, außerdem für einige deutsche Provinzen und Städte zu vergeben.

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften, Warenhäusern, Eisenkurzwaren-, Haus- u. Küchengerätegeschäften, Möbelhandlungen, Sportgeschäften, Korbwarenhandlungen usw.

Lieferung erfolgt auf Wunsch gegen mäßige Anzahlung und bequeme Monatsraten ohne Preisaufschlag.

Wo nicht zu haben, wird die nächste Verkaufsstelle nachgewiesen durch die alleinigen Hersteller:

Wiro-Werke
AKTIENGESellschaft
HOLZMINDEN.

Gegen 2000 geschulte Hände sind täglich beschäftigt, nach vorbildlich modernem Arbeitsverfahren in technisch vollendeten Großanlagen einem durchaus erlesenen Material die unvergleichliche Schönheit und Passform der Fortschritt-Schuhe zu geben. Form und Charakter der Ausführung zeigen die dem Fortschritt-Schuh eigene Beherrschung des Stils. Die persönliche Note und gepflegte Kultur Ihr Name ist Ihr Programm

34

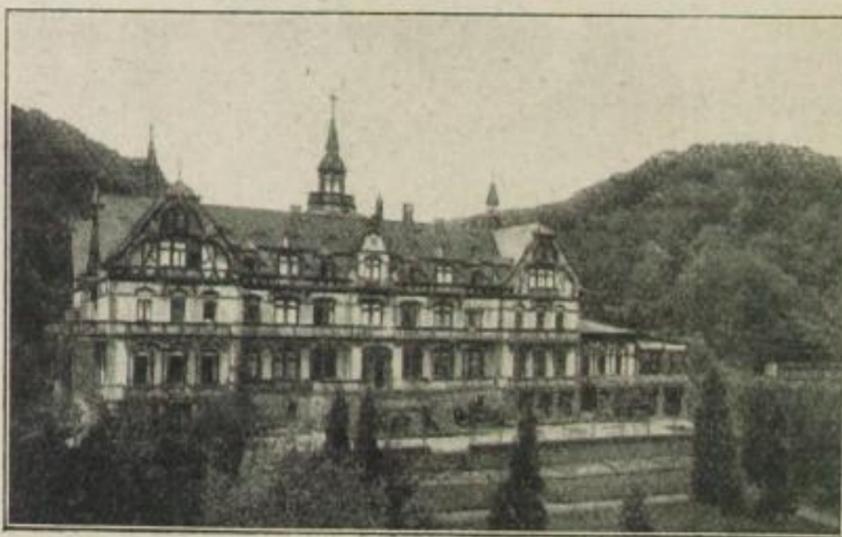
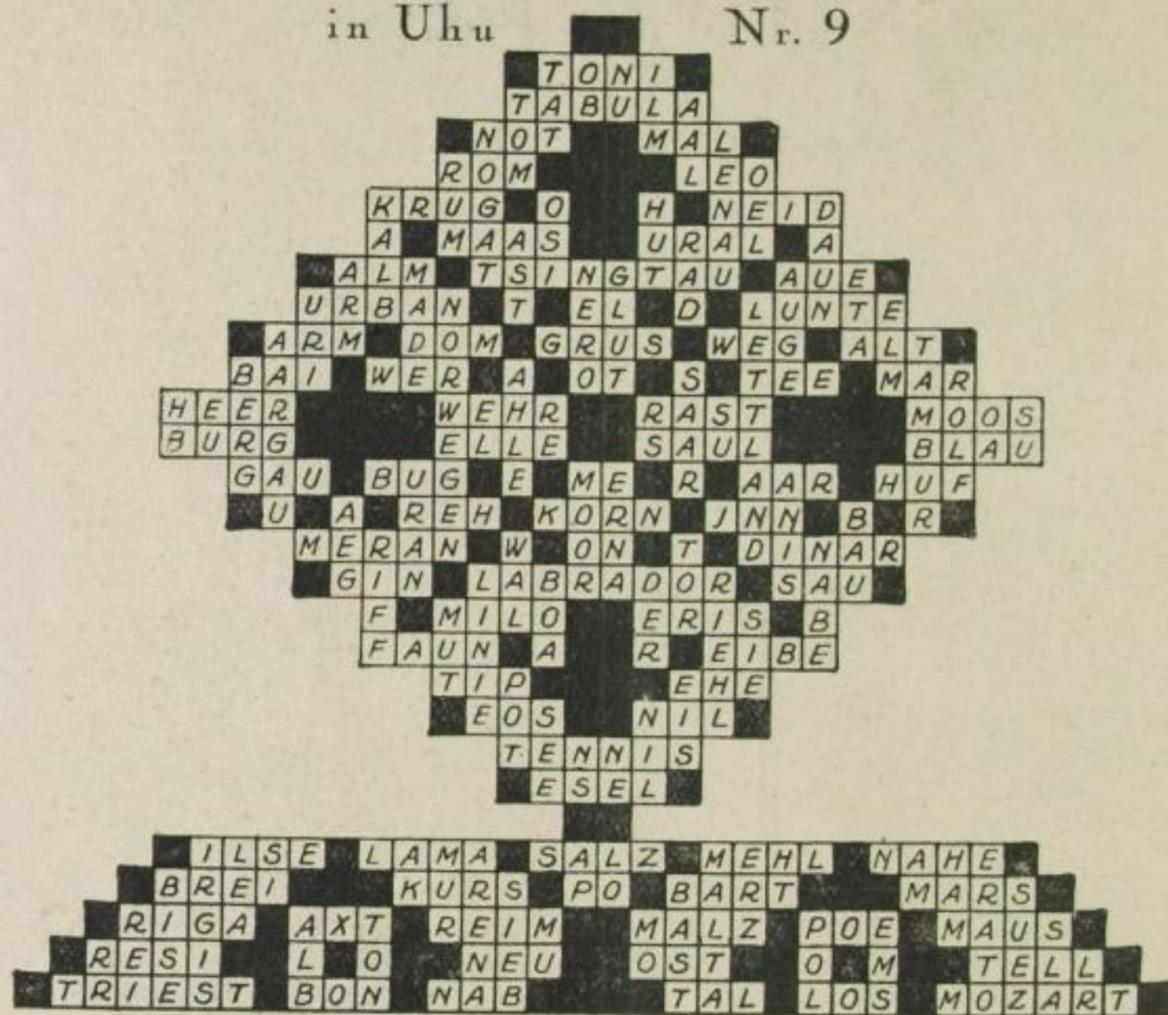
Präzisionskontrollen durchläuft jeder Fortschritt-Schuh bevor er die Fabrik verlässt

Schuhfabrik Eugen Wallerstein A. G.
Offenbach a. M.

Alleinverkauf für Groß-Berlin: Stiller

AUFÖSUNG UNSERES KREUZWORTTRATSELS

in Uhu Nr. 9



Sanatorium

DR. GOSSMANN

CASSEL-
WILHELMSHÖHE

350 m ü. d. M.

Ärztl. Ltg.: Dr. med. W. Gossmann

Das ganze Jahr geöffnet!

Kuranstalt I. Ranges für physikalisch-diätetische Therapie

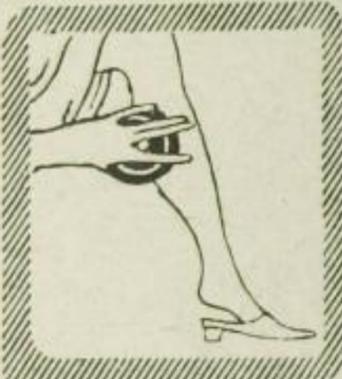
Geeignet für Kranke jeder Art, auch Erholungsbedürftige. Regenerationskuren, Fastenkuren, Schrothkuren, Obst- und Mastkuren. — Vorzügliche Verpflegung. Sämtliche Diätformen. — Luft- und Sonnenbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Gymnastik, Thure-Brandt-Massage usw. ★ Bitte verlangen Sie den Prospekt Nr. 9

ZWEIGANSTALT IN CONSTITUCIÓN (CHILE)

Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt Überflüssiges Fett

an jeder
gewünschten
Stelle

Nur
5 Minuten
täglich
anzuwenden



Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des „Sascha-Reduzierers“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „Sascha-Reduzierer“ bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leichter vonstatten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem wird durch zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „Sascha-Reduzierer“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach dem Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme lebhaft empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach. Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht.

Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!
Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben.

Preis Mark 6.- (Nachnahmeversand)

Der „Sascha-Reduzierer“ ist nur zu beziehen von der
Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35
Abteilung 66



BESTELLZETTEL:

An die Firma Dr. BALLOWITZ & CO., Berlin W 35, Abteilung 66
Senden Sie mir sofort unt. Nachn. des Betrages 1 „Sascha-Reduzierer“

Name:

Adresse:



CORRENTATOR

Rechner

mechanisch
schnell
fehlerlos

MIT
COMPROMITTEOP

Mk
10.

Westentaschen-
Rechenmaschine

CBR
CONTINENTALE BÜRO-REFORM
JEAN BERGMANN O.M.B.H.
BERLIN W. 15
Kaiserallee 215f

Ernst Weiß

Männer in der Nacht

Ein packendes Schicksal, eine dichterische Vision von mitreißender Wirkung, in deren Mittelpunkt der Dichter Balzac steht
Kartonierte M. 3.20 · In Leinen M. 4.50

*

Willy Seidel

Der Käfig

Probleme der Kriminalistik, des Okkultismus und der Psychologie
Kartonierte M. 2.50 · In Leinen M. 3.75

*

Georges Duhamel

Zwei Freunde

Das scharf gezeichnete, von warmem Gefühl durchströmte Bild einer menschlichen Begegnung

Kartonierte M. 3.50 · In Leinen M. 5.-

*

Lascadio Hearn

Japanische Geistergeschichten

Gustav Meyrink hat diese Geschichten übersetzt, die durch farbige Schilderung japanischen Lebens und den Hauch des Übersinnlichen doppelt reizvoll sind

Kartonierte M. 3.- · In Leinen M. 4.50

*

Jules Romains

Lucienne

Die Schicksale eines verliebten Mädchens im Rahmen einer Kleinstadtsgene

Kartonierte M. 3.50 · In Leinen M. 5.-

*

Der Propyläen-Verlag
Berlin



Bad Wildungen

für Niere u. Blase

Zur Haus-Trinkkur: bei Nierenleiden · Harnsäure
Eiweiss · Zucker

Helenenquelle

Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen
für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung

Die Stadion-Bücher



Die billige, reich
illustrierte Sammlung
für alle Sportfreunde



*
Der Schwimmsport
von
Dr. Willy Meisl u. Philipp Winter

* * *

Der Radfahrersport

Wandern, Turnen, Spiel und Sport
zu Rade von Ingenieur Otto Lüders

Der Paddelsport

Freiluftleben und Wandern auf
dem Wasser von Dr. Otto Brüll

* * *

Der Fußballsport

von Dr. Willy Meisl



Jeder Band mit vielen Abbildungen

1 Mark.

In jeder Buchhandlung erhältlich!



Im Verlag Ullstein, Berlin



12/40 PS STEYR

6
Zylinder



Sofort
lieferbar!

hat die Mannigfaltigkeit seiner Leistungen bewiesen in
Geschwindigkeits-Konkurrenzen, Bergprüfungen und
Zuverlässigkeits-Fahrten, Eisrennen, Elastizitäts- und
Sparsamkeits-Wettbewerben

GENERALVERTRETUNG:

KARL A. KLEIN AUTOMOBILE A. G.

Bln.-Friedenau, Hauptstr. 81-82, Kurfürstendamm 1, Unter den Linden 42

ADAMS GUM

Verlangen Sie

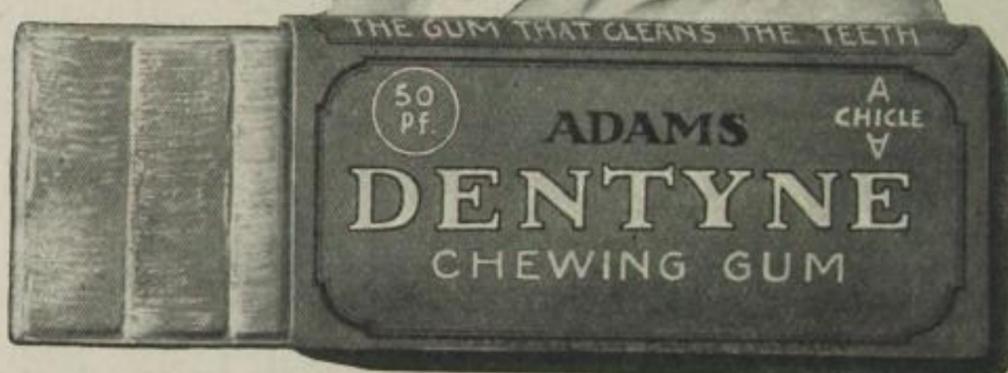
ADAMS DENTYNE

(starke 6 teilige Platte)

die für Deutschland gänzlich neue Sorte mit dem lieblichen Zimtgeschmack. Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften, sonst Muster gegen Mark 1.— durch die



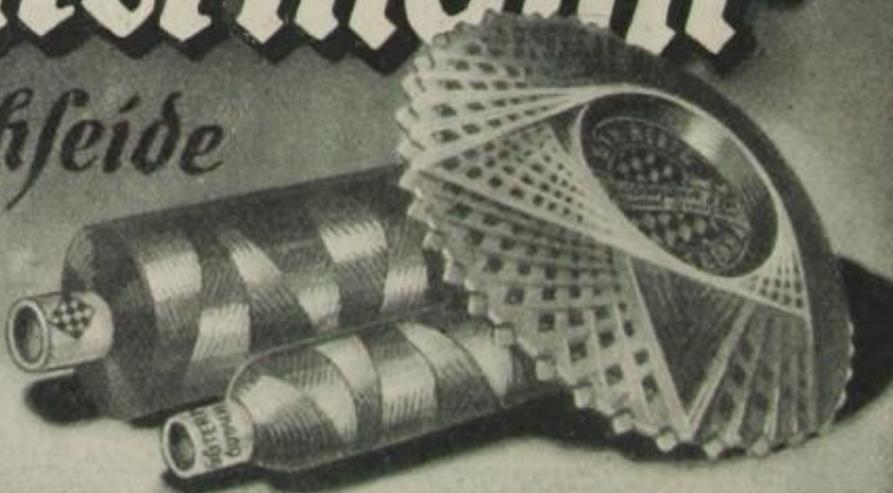
Gen.-Repr.
DAHLEM & Co.
M · B · H
COBLENZ-PFAFFENDORF
AM RHEIN



Lieferanten der weltbekannten und beliebten Sorten Adams Sen-Sen, California-Fruit, Yucatan, Black-Jack, Chiclets

Gütermann's

Nähseide



Goldmünze

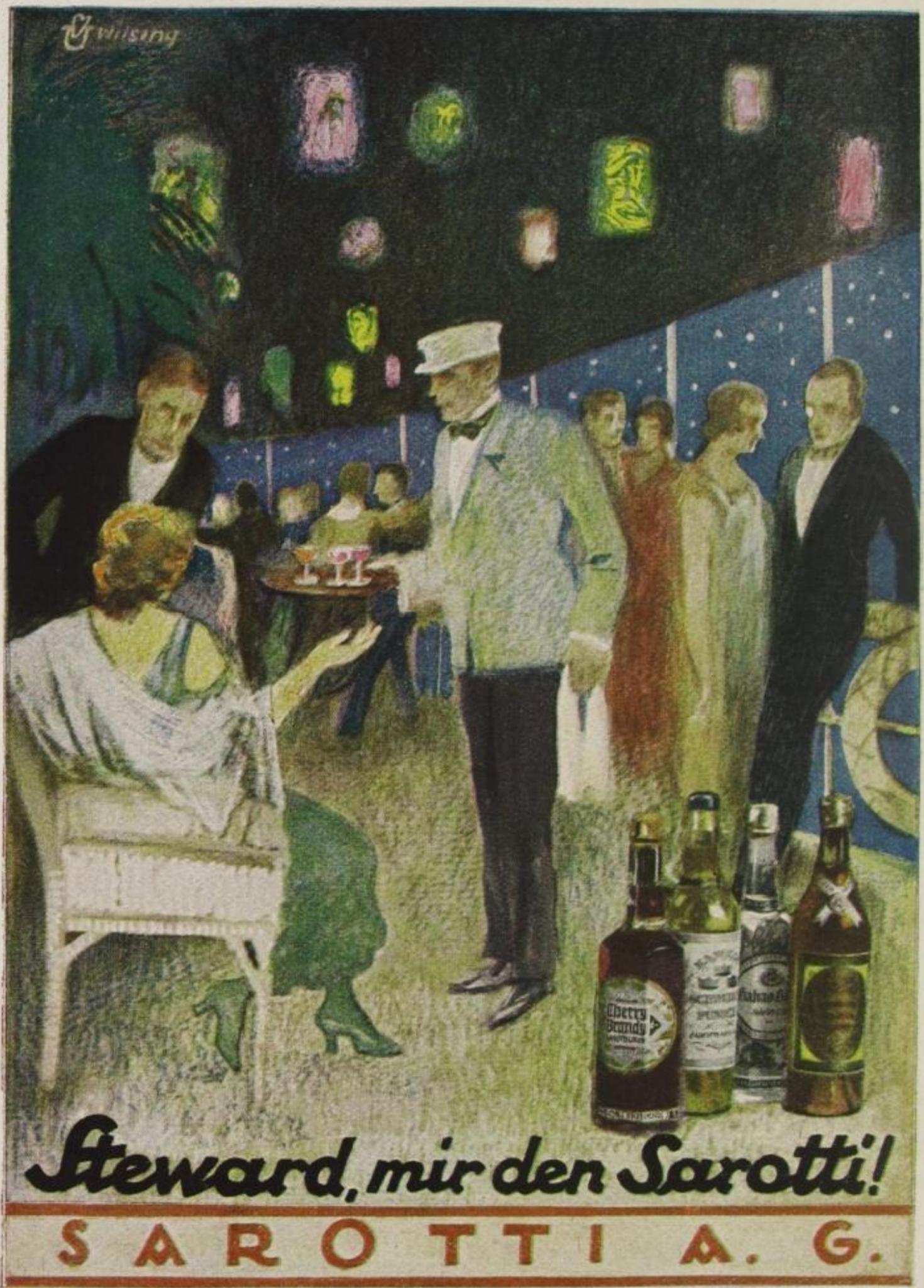
KAKAO

Überragend an Güte und Wohlgeschmack

SCHOKOLADE

DRALINEN

HANS SAEBENS



Steward, mir den Sarotti!

SAROTTI A. G.

U H U

Das neue Ullstein Magazin

Heft 10 / Juli 1925



I N H A L T

	Seite
BALLSPIEL AM STRANDE	1
BADEBEKANNTSCHAFTEN Von Sling. Zeichnungen von Trier und Bateman	2
KOLOSSALSTATUE DES INDISCHEN GOTTES „BHIMA“	5
VOM UMGANG MIT DER SONNE Von Dr. E. Tobias. Mit Bildern	7
UNSER PREISAUSSCHREIBEN	10
DER NICHT ZURÜCKERSTATTETE TAG Novelle von Giovanni Papini. Zeichnungen von Eichenberg . . .	11
IN 3 TAGEN NACH AMERIKA MIT Z. R. III Von Walter Scherz. Mit Photographien des Verfassers	15
STIERKAMPFE 5 Photographien	23
BEN HUR IM FILM	26
DAS OHR DES MÖRDERS Von Paul Flatau. Zeichnungen von Fritz Wolff	27
DAS BOOT IM KLEIDERSCHRANK Von Alfred Heurich. Mit Bildern. Zeichnungen von Oscar Berger	30
DIE HERZOGIN VON SUTHERLAND AM LIDO	34
WELCHE IST DIE REICHSTE FAMILIE DER WELT? Von George Marvin. Mit Bildern	35
HUNDEMODEN Von Paul Haasc. Mit Bildern	40

Fortsetzung 129

Fortsetzung umstehend

	Seite
DER HYPOCHONDER	
Zeichnung von Bateman	45
TRUMPF-AS!	
Zeichnung von Bateman	46
WIE HABEN SIE IHRE FRAU KENNENGELERNT?	
Von Fritz Zielesch. Zeichnung von Trier	47
INDISCHE PERLENLOTTERIE	
Von Richard Katz. Mit Bildern	51
TÜCKE DES OBJEKTIVS	
Scherzphotographien	56
FILMSCHAUSPIELER AUF REISEN	
Von Jakob Tiedtke. Mit Bildern	59
FALSTAFF IM FILM	61
CARL PETERS	
Der Schöpfer der deutschen Kolonialmacht. Von Emil Ludwig.	
Mit Bildern	64
	<i>Fortsetzung</i> 132
DAS MALERISCHE DEUTSCHLAND	
4 Bilder	67
10 MINUTEN GRAPHOLOGIE	
Von Heinas	76
SEEHUNDJAGD BEI DEN ESKIMOS	
Von Frank E. Kleinschmidt. Mit Bildern	78
IN DER SOMMERFRISCHE	
Der Filmheld — Kraft und Geist am Badestrand	
Zeichnungen von Trier	87 u. 88
HOTEL ZUR HIMMELSHÖHE	
Novelle von Henning Berger. Zeichnungen von George G. Kobbe	89
	<i>Fortsetzung</i> 100
25 JAHRE AUF PEDALEN	
Von Walter Rütt. Mit Bildern	94
UNSER KREUZWORTRÄTSEL	98
SCHWESTER ABELONE	
Novelle von Jesper Ewald	120
NORDISCHER SOMMER	
Von Aage Madelung	130

Die Auflösung des vorigen Kreuzworträtsels befindet sich auf Seite XII

*

Umschlagzeichnung von Walter Trier

Ein maßgebendes Urteil!



OTTO DAVIDS
 KLEIDER-KOSTÜME-HEMDBLUSEN-RÖCKE FÜR SPORT-STRASSE UND HAUS
 HAMBURG 11
 RÜDINGSMARKT 75 DEN 4. Oktober 1934

An die
 SUNLICHT GESELLSCHAFT A.-G.
 Mannheim-Rheinau

Im Interesse meiner Kundschaft habe ich in meinem Betriebe mit Lux-Seifenflocken Versuche angestellt und kann mit gutem Gewissen behaupten, daß sich dieses Waschmittel ganz hervorragend eignet zur Behandlung hochwertiger Qualitätsstoffe, Farbgestreifte, hellgrundige Wollstoffe, gestreifte Zephirs, sowie die empfindlichsten Gewebe hellgrundige Seiden, das Gewebe ebenso locker wie vorher, sehen nach der Wäsche wieder neu aus. Die Farben bleiben äußerst klar, das Gewebe nicht eingelaufen. Die Stoffe waren nicht eingelaufen. Das hervorragende Ergebnis dieser Versuche veranlaßt mich, meine gesamte Kundschaft auf Lux-Seifenflocken besonders aufmerksam zu machen.

Hochachtungsvoll
 Otto Davids



LUX

SEIFENFLOCKEN

DER SUNLICHT GESELLSCHAFT A.G. * MANNHEIM-RHEINAU.

Chlorodont

Sie haben ein herrliches Chlorodont-Gebiß

meine Gnädigste. —

„Wie kommen Sie dazu, meine Toilettegeheimnisse zu erraten, man muß nicht jedem auf die Nase binden, wie man seinen Zähnen mühelos einen herrlichen Elfenbeinglanz verleihen kann.“

Aber meine Gnädigste, das ist nun wirklich kein Geheimnis mehr, mit uns brauchen heute Millionen ausschließlich Chlorodont-Zahnpaste, weil dieses Zahnpflegemittel nicht nur eine wundervolle Polierkraft besitzt, sondern durch seinen herrlich erfrischenden Pfefferminzgeschmack geradezu zu einem Lebensbedürfnis wird. Häßlicher Zahnbelag verschwindet oft nach einmaligem Gebrauch, und der Ansatz des gefürchteten, schädlichen Zahnsteins wird verhütet.

Nun will ich Ihnen aber noch einen Wink geben, der eine Gewähr für die richtige Anwendung der Zahnpaste ermöglicht. Kaufen Sie sich eine echte Chlorodont-Zahnbürste mit gezahntem Borstenschnitt, dann können Sie nicht nur die Oberfläche der Zähne, sondern auch die seitlichen Zwischenräume gründlich reinigen und weiß polieren. Achten Sie aber auf die hygienische Verpackung in der bekannten blau-grün-weißen Originalpackung.

Herrenbürste, hart, M 1.25; Damenbürste, weich, M 1.25
Kinderbürste, klein, M 0.70.

Überall zu haben, wo Sie Ihre Chlorodont-Zahnpaste kaufen.



* U H U *

DAS NEUE ULLSTEIN MAGAZIN

HEFT 10

JULI

1925



Ballspiel am Strande

Badebekanntschaften

Von Sling

Sie sind die nichtvoraussehbaren, unbegrenzten Möglichkeiten unseres Lebens. Die Leute zu Hause kennen wir; nicht alle — aber von dem Rest wissen wir ziemlich genau, daß wir ihn nie kennenlernen werden. Wenigstens nicht näher. Wir machen bei Freunden die Bekanntschaft scharmanter Leute. Laden wir sie wegen ihrer Nettigkeit schleunigst ein? Nein, wir haben Wichtigeres zu tun. Wir haben soviel weniger Nette, mit denen wir verkehren müssen, den Luxus der Netten kann man sich nicht immer leisten. Man sieht sich also mal, nickt sich freundlich zu — aus. Übrigens ist es auch hübsch, mit netten Leuten fremd zu sein. Wir haben eine Scheu davor, die lose gesellschaftliche Bindung mit Gefühls- oder gar Schicksalswerten zu belasten. Käme man sich näher, blieb das nicht aus. Also bleibt es bei einem Sympathisieren aus der Ferne.

Und gerade in diesem Punkte unterscheidet sich die Badebekanntschaft von der Begegnung im befreundeten Salon. Der Badebekanntschaft können wir alles aufpacken. Sie verlangt es sogar von uns, daß wir uns vor sie hinstellen und im Stile der älteren Operette von uns singen. Eventuell sogar: „Ich bin Laus der Gute!“ Wir können diesen Leuten sagen, wer wir sind, wir sagen ihnen unsere Freuden und unsere Leiden. Wir können diesen Men-

schen gegenüber auf unsere intimsten Freunde schimpfen, ohne daß das an den Freundschaften was ändert; das ist der wesentlichste Wert der Badebekanntschaft. Sie nützen nichts, und sie schaden nichts — sie sind zumeist schicksalslos.

Noch etwas Wichtiges: In vier Wochen ist man mit einer Badebekanntschaft länger, ausgiebiger, andauernder zusammen als mit den nächsten Freunden im Zeitlauf von Jahren. Mit den Freunden kann man eigentlich kaum in die Sommerfrische reisen. Freundschaft ist ja gemeinsames Schicksal. Die Männer haben zusammen studiert, oder sie sind Kollegen, oder die Frauen waren in der Pension zusammen. Wesentliches wurde gemeinsam erlebt. Man weiß von einander, man braucht sich gar nichts mehr zu sagen.

Ich habe einen Freund seit fünfundzwanzig Jahren. Wenn wir mit den Frauen zusammen sind, geht es einigermaßen, dann gibt es einige Meinungsverschiedenheiten. Aber alle paar Jahr macht es der Zufall, daß wir Männer zusammen ein Glas Bier trinken. Das ist grauenhaft. Wir sind dauernd derselben Ansicht, deshalb sind wir ja befreundet. Wir langweilen uns tödlich — und das uns Trennende verschweigen wir einander sowieso. Zusammen reisen? Unmöglich.

Dann gibt es noch ein Mittelding: Wir treffen auf der Reise „Bekannte“, also

Leute, mit denen wir zu Hause — um Gotteswillen — nicht verkehren. Wir wissen — gegenseitig — sofort, warum wir nicht verkehren. Wir denken nicht daran, uns anzufreunden. Aber wir sind täglich zusammen, im Hotel, am Strand. Wir werden intim wider Willen. Aus

Mangel an Gesprächsstoff. Wir weihen uns in Geheimnisse ein. Wir tauschen einen fühlbaren Blick. Wir versprechen, uns zu Hause zu besuchen. Wir tun es nie. Denn wir schämen uns unserer Intimitäten. Wir sind zutiefst böse mit einander. Aber wir sind sehr höflich.

Oder es passiert dieses:
In dem Hotel von Palermo fühle ich die Blicke einer Frau in meinem Nacken. Es ist auch ein Herr dabei; meine Frau und ich fühlen uns beobachtet. Zwei Tage später lernen wir die Leute kennen. Da stellt es sich



Der neue Pensionsgast

Zeichnung von W. Trier

heraus, daß sie intime Freunde einer nahen Verwandten von uns sind. Aus irgendwelchen Gründen hatten wir unserer nahen Verwandten als Gesprächsstoff gedient. Die Leute kannten unsere Photographien, ja, unser genaues Leben. Sie wußten im Augenblick unseres Eintritts in den Speisesaal alles von uns. Nun aber, da wir sie kennenlernen, ergibt es sich, daß unsere Verwandte uns nie von ihnen erzählt hat. Wir wissen nichts, sogar die Namen sind uns fremd. Sofort gegenseitige Antipathie: wir wollen nichts von Leuten wissen, die alles von uns wissen. Die andern sind beleidigt, weil wir ihnen unbekannt waren. Kurzschluß. Man nickt sich noch ein paarmal zu — dann reist man ab, ohne sich zu verabschieden.

Das Richtige aber ist das wirklich Fremde — vielleicht auch Rätselhafte. Der vielbeschäftigte Industrielle, den man sonst nicht zu sprechen bekommt, in dessen Hirn sich die größten Transaktionen wälzen und der nun ganz dumm im Sande liegt und mit Muscheln spielt. Die große Schauspielerin, von der man so verwegene Geschichten weiß, die sich für die Ferien die Robe der bürgerlichen Tochter zugelegt hat; die mit ihrer alten Dame so harmlos im Salon des Hotels sitzt, den Kindern vorliest und die Huldigungen der ganz jungen Herren und Damen mit verschämtem Lächeln entgegennimmt. Der gefürchtete Landgerichtsdirektor beim Bridge, der geniale Operateur beim Tennis — das sind die eigentlichsten Sensationen.

Und zwischendurch die wunderbaren Gespräche. Der große Arzt, der sich nie meldet, wenn Krankengeschichten erzählt

werden, der Advokat, der sich ausschweigt, wenn ein interessanter Rechtsfall besprochen wird.

Aber bei den Kaufleuten regt sich das Geschäft. Ganz unmerklich fädelt sich ein, zuerst ein Reden über die Konjunktur, ganz allgemein, dann gerät man ins Spezielle. Man beteiligt sich — ein Telegramm wird aufgesetzt, man wartet auf Antwort. Himmlisch spannend — während die Damen weitab am Kaffeetisch sitzen und sich die Adressen ihrer Schneiderinnen verschweigen.

Und dann kommt die Liebe. Zuweilen — in seltenen Fällen — verläuft sie ganz normal. Dann ist sie ein noch nicht ganz fertiges junges Mädchen — er ein zielbewußter, gut angezogener junger Mann. Das läuft in eine Verlobung hinaus — spätere Korrektur vorbehalten.

Oder aber sie ist eine junge Frau, er ein Familienvater im besten Saft, ein bißchen zur Fülle neigend, aber mit phantasiebegabten Augen. Sie meinen es beide nicht ernst, aber es ist eine so süße Spannung. Wenn er erzählt, wie glücklich er verheiratet sei, wird die Spannung nur um so süßer. Der Mann der jungen Frau möchte sich am liebsten totlachen; aber die Frau des Familienvaters stellt Betrachtungen an. Was soll sie nun eigentlich tun? Auspendeln lassen? Theoretisch ganz richtig; aber was macht man selbst, während die andern sich auspendeln? Kann man sich chloroformieren lassen.

Die junge Frau läßt ihren Mann lachen und findet alles ganz natürlich; was soll sie auch mit der Familienmutter? Sie will ja selbst nichts, tut nichts, legt die Hände



Die Kolossalstatue des Gottes „Bhima“ in Benares, die von den kinderlosen Frauen angebetet wird.

in den Schoß und läßt den Familienvater schmoren.

Der also schmort und hat seine Sensationen. Der lachende junge Ehemann spielt im Hintergrunde Ecarté oder Poker. Nur einmal, so ganz nebenbei, pumpt er den Familienvater an, der macht sich eine Ehre daraus. Das zweitemal zieht er ein Gesicht, aber trotzdem das Portemonnaie. Das drittemal gibts nichts — man ist eben doch in erster Linie Familienvater. Bemerkte er nicht in den warmen Augen der jungen Frau eine plötzliche Verkühlung? Nun ja — man gilt eben als Spießker. Blamiert? Gut, man nimmt es auf sich. Komischerweise kommt es zu einer Aussprache. Nun heißt es den Weltmann spielen:

„Sehen Sie, meine Gnädige, es handelt sich bei Geldsachen doch nicht nur um Geld. Sie sind scharmant, ich verehere Sie. Aber die Hotelrechnung ist die Sache Ihres Gatten — wie komme ich dazu, mich in seine Angelegenheit zu mischen —“

„Wenn er Sie doch darum gebeten hat —“

„Dann eben irrt er sich. Natürlich, man hilft sich mal aus. Aber wenn es sich darum handelt, ob wir vielleicht einen bedürftigen Verwandten mit auf die Reise nehmen sollen, überlegen wir es uns hundertmal, und da soll ich einem wildfremden Menschen —“

„Na, und ich —“

„Gewiß, Sie — gnädige Frau, aber Sie werden mir nicht einreden wollen, daß Sie mit uns hierher gereist sind —“

„Wir sind doch aber da —“

„Aber doch nicht so —“

„Das ist doch bloß Ihre Schuld —“

Ein lockender Blick senkt sich in einen prüfenden. Da kriegt der Familienvater einen roten Kopf.

„Das nächste Mal, gnädige Frau —“

Er stürzt davon. Er legt sich in den Strandkorb seiner Frau. Die wundert sich. Hat er sich ausgependelt? Aber sie schweigt fein stille.



Der Tischnachbar

VOM UMGANG MIT DER SONNE

VON
DR. ERNST TOBIAS

Wie Wasser und Luft, besitzt das Sonnenlicht hervorragende Heilkraft und ist als Heilmittel wohl schon so alt wie die Menschheit überhaupt. Luft und Sonne braucht der gesunde wie der kranke Mensch, zu seinem Gedeihen der gesunde, zur Heilung der kranke Organismus.

*

Das Licht ist ein starker Lebensreiz, besonders während der Zeit des Wachstums, wie für die Pflanze, so für Mensch und Tier. In sonnenarmen Monaten bleibt das Wachstum des kindlichen Organismus zurück.

*

Licht und Sonne beeinflussen die menschliche Psyche; sie bessern die Stimmung und erhöhen Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft.

*

Starke Belichtung bewirkt starken Hautreiz, Hautrötungen und Hautpigmentierung. Übertreibungen können unter Umständen zu lebensgefährlichen allgemeinen und örtlichen Verbrennungen mit Fieber und Herzschwäche führen. Darum kann vor den üblichen Sonnenbädern von stundenlanger Dauer in sonnendurchfluteten Seebädern und Luftkurorten nicht energisch genug gewarnt werden!

*

Nimmst du Sonnenbäder, so nimm die körperliche Seitenlage ein, die du öfter wechseln muß. Steigere die Dauer von einer Viertelstunde langsam bis zu einer Stunde, schütze



Phot. G. Riebecke

Im Sprung
Ausdrucksgymnastik nach Dr. Rudolf Bode



Phot. G. Riebecke

Schlammbad

aber Kopf und Augen, die im Schatten bleiben müssen.

*

Die Sonne hat allgemein und örtlich wohltätigen Einfluß auf den menschlichen Organismus, allgemein als Sonnenbad in Form von Freilichtbädern; örtlich pflegt man die heiße Luft und das elektrische Licht vorzuziehen.

*

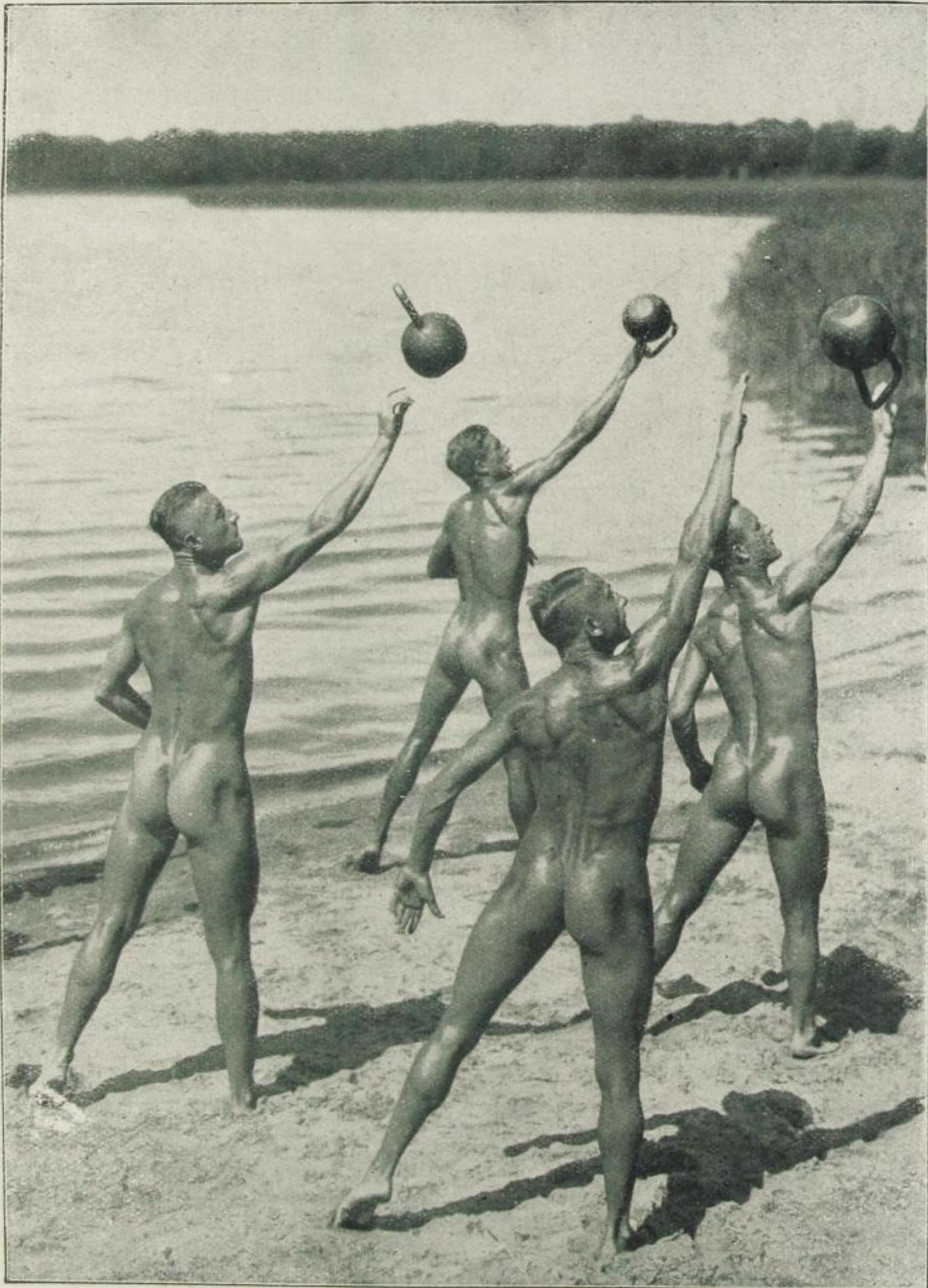
Der wohltätige Einfluß der Sonne ist noch ein viel weiter gehender. Zerlegt man das Weißlicht der Sonne in die einzelnen Farben, so bekommt man wohltätige Folgen, je nachdem man nur die ultravioletten Strahlen benutzt oder aber die verschiedenen anderen Farben zur Anwendung heranzieht. Die Verwendung des ultravioletten Lichtes beruht auf der bakterientötenden Wirkung des Sonnenlichtes und bildet den Kern der Finsen'schen Lupusbehandlung. Bekannt ist die Farbewirkung: Schon Goethe fand, daß rote und gelbe Farben anregend, blaue herabstimmend wirken, Hodler, daß die helle Farbe ein Element der Freude und der Heiterkeit, die dunkle der Traurigkeit und des Entsetzens ist.

*

Sonne ist kein Allheilmittel. Denke daran, daß der Aufenthalt in frischer sonnendurchwärmter Luft eine Lebensnotwendigkeit ist, zumal wenn du in der harten Arbeit der Woche in Räumen weilst, zu denen nicht viele Licht- und Sonnenstrahlen ihren Weg finden. Verbinde den Aufenthalt im Freien mit Märschen, vor allem auch mit sportlicher Betätigung, bei der der Wassersport, Baden, Schwimmen und Rudern, in vorderster Reihe stehen soll.

*

Der blasse, blutleere, müde, energielose Mensch, dann die Menschen, die die Neigung zur Tuberkulose, vielleicht schon die ersten Krankheitszeichen in sich tragen, die blassen Kinder mit englischer Krankheit, sie alle bedürfen der Sonne. Die künstliche Höhensonne ist nur Ersatz. Aber auch der Arzt, der den Weg weist, soll eingedenk sein, daß natürliche und noch weniger künstliche Höhensonne Allheilmittel sind, und die richtige Auswahl treffen in richtiger Erkenntnis des Nutzens und Frommens der leidenden Menschheit.



Athletische Freiluftübungen

Phot. G. Riebecke



UNSER PREISAUSSCHREIBEN

*Serenade – Gänseleber – Bumerang –
wie reimt sich das zusammen?*

Der „Uhu“ ladet Sie zu einer Reise ein! Alle, – die Daheimgebliebenen, alle, die schon am Strande oder in den Bergen faulenzten, die ihre Sommerreise schon hinter sich haben, und alle, für die sie noch in der Zukunft liegt – sind eingeladen, einen Reisetraum zu schöner Wirklichkeit werden zu lassen. Ihnen allen bietet der „Uhu“ hier die Möglichkeit, nicht nur die schönsten Teile Deutschlands, sondern auch Italien, die nordischen Länder, Österreich oder die Schweiz zu besuchen.

Der „Uhu“ stellt Sie vor die Aufgabe, unter Verwendung untenstehender Worte, ein möglichst humorvolles Gedicht von höchstens 12 Verszeilen zu verfassen. Die Worte: Serenade, Gänseleber und Bumerang sind als Endreime im Vers zu verwenden, die übrigen Worte beliebig im Text. Die Worte sind:

*Notbremse – Serenade – Gänseleber
Bumerang – Assessor – Nächstenliebe*

Für die besten und lustigsten Einsendungen setzen wir folgende Preise aus:

- I. Preis eine Reise im Werte von 1000 M.*
- II. Preis eine Reise im Werte von 500 M.*

Das Ziel der Reise steht in freiem Belieben des Gewinners.

BEDINGUNGEN: Einsendungen sind bis spätestens 8. August 1925 an die Redaktion des „Uhu“ (Preisausschreiben), Berlin SW 68, Kochstr. 23, zu richten. Jeder Teilnehmer an unserem Preisausschreiben darf nur eine Lösung einsenden. Die Entscheidung der Redaktion, der sich jeder Einsender unterwirft, ist endgültig. Das Ergebnis wird in einem der nächsten Hefte bekanntgegeben. Eine Rücksendung der nicht angenommenen Manuskripte findet nicht statt.

Der nicht zurückerstattete Tag

Von Giovanni Papini

Zeichnungen von Eichenberg



Ich kenne viele schöne alte Fürstinnen, aber alle sind so arm, daß sie sich kaum ein Kammerzöfchen leisten können. Sie wohnen in einer heruntergekommenen toskanischen Villa, einer jener verborgenen Villen, vor deren zugemauertem Tor zwei staubbedeckte Zypressen Wache halten.

Eines Abends saß ich, nicht sehr spät, im Salon bei der ältesten und schönsten meiner Fürstinnen.

Sie war schwarz gekleidet, ihr Gesicht bedeckte ein schwarzer Schleier, und auf ihrem weißen, ein wenig gelockten Haar trug sie einen schwarzen Hut. Die Dunkelheit umgab sie gleich einem Nimbus. Ihr gepudertes, nur von einer Kerze schwach beleuchtetes Gesicht erschien in der Dunkelheit so unwirklich, daß ich an eine Erscheinung hätte glauben können. „Was ich Ihnen jetzt erzählen will, mein Herr, ereignete sich vor vierzig Jahren, als ich noch jung war und das Recht hatte, töricht zu sein,“ sagte die Prinzessin. Und sie begann mit ihrer zarten Stimme eine ihrer unzähligen Liebesgeschichten.

Aber ich kannte bereits diese Art ihrer Einbildung und wollte gern irgend etwas

anderes, Außergewöhnliches, Unwahrscheinliches hören. — „Sie zwingen mich,“ sagte sie, „Ihnen das einzige Geheimnis, das mir bleibt, zu offenbaren, aber ich weiß, daß ich schon vor Ende des Winters sterben werde und zweifle daran, noch einmal einem Menschen zu begegnen, der sich wie Sie für phantastische Dinge interessiert...“

„Dieses Geheimnis begann in meinem 22. Jahre. Ich war damals die reizvollste Prinzessin Wiens und hatte noch nicht meinen ersten Mann ermordet. Das tat ich später, nach zwei Jahren, als ich mich verliebte in den... Aber Sie kennen ja schon diese Geschichte. Passons! — Am Ende meines 22. Jahres also empfing ich den Besuch eines alten Herren, der bat, mich zwei Minuten unter vier Augen sprechen zu dürfen. Kaum waren wir allein, sagte er: „Ich habe eine Tochter, die ich unendlich liebe und die sehr krank ist. Ich muß ihr Leben und Kraft verschaffen. Daher bin ich auf der Suche nach jungen Menschen, die mir einige Jahre ihrer Jugend verkaufen oder leihweise überlassen wollen. Wenn Sie mir jetzt ein Jahr Ihres Lebens opfern, so will ich es Ihnen allmählich, Tag für Tag, vor Ihrem Tode zurückerstatten. Am Ende Ihres 22. Jahres werden Sie

unmerklich in das 24. Jahr übergehen. Sie sind noch sehr jung und werden diesen Sprung nicht fühlen. Die 365 Tage sollen Ihnen bis zur letzten Stunde zurückerstattet werden. Sie können zwei oder drei Tage auf einmal oder in Ihrem Alter sogar stundenweise volle Jugendkraft zurückerhalten. Glauben Sie nicht, daß Sie es mit einem Spaßmacher oder Hexenmeister zu tun haben. Ich bin nur ein armer Vater, dem Gott auf sein Flehen hin das zu vollbringen vergönnt hat, was andern unmöglich ist. Mit großer Mühe habe ich schon drei Jahre gesammelt, aber ich brauche noch viel mehr. Geben Sie mir eins, und Sie werden es nicht bereuen!

Ich war zu jener Zeit an merkwürdige Abenteuer gewöhnt, und in der



Deswegen willigte ich in dies merkwürdige Darlehen ein.

Hofgesellschaft, in der ich lebte, wurde nichts für unmöglich gehalten. Deswegen willigte ich in dieses merkwürdige Darlehen ein, und wenige Tage darauf wurde ich um ein Jahr älter. Niemand bemerkte es, und bis zu meinem 40. Jahre führte ich ein sehr glückliches Leben, ohne das Jahr zu vermissen, das ich in Depot gegeben hatte und das mir zurückerstattet werden mußte.

Der alte Herr hatte mir einen Kontrakt und seine Adresse übergeben und mich gebeten, es ihn mindestens einen Monat vorher wissen zu lassen, wenn ich einen Tag oder eine Woche des Jungseins einfordern wollte. Ich könnte zur festgesetzten Zeit bestimmt auf die Erfüllung meines Wunsches rechnen.

Als mit meinem 40. Jahre meine Schönheit dahinzuwelken begann, zog ich mich in eines der Kastele zurück, die meiner Familie geblieben waren. Ich schrieb meinem Schuldner und begab mich dann auf die Ballfeste in den Salons der Hauptstadt. Ich war so schön und jung, wie ich es mit 23 Jahren hätte sein müssen; zum größten Erstaunen derer, die meine Schönheit schon hatten schwinden sehen. Wie merkwürdig waren die Vorabende meiner Verwandlung! Müde und zerschlagen, wie ich es gewöhnlich war, schief ich ein und erhob mich am andern Morgen froh und leicht. Ich eilte zum Spiegel. Jede Falte war verschwunden. Mein Körper war frisch und elastisch, die Haare waren wieder blond und die Lippen rot.

In Wien scharten sich voller Bewunderung die Verehrer um mich und beschuldigten mich der Hexerei. Im Grunde genommen begriffen sie nichts. Kaum begann die Frist meines Jungseins abzulaufen, fuhr ich eiligst in mein

Schloß zurück, wo ich jeden Besuch ablehnte. Einmal gelang es einem jungen böhmischen Grafen, der sich auf einem meiner Wiener Besuche rasend in mich verliebt hatte, in mein Zimmer einzudringen — ich weiß selbst nicht wie. Er war starr vor Staunen, als er sah, wie sehr ich der Frau ähnlich sah, die ihn in den Straßen Wiens entzückt hatte, aber wie viel häßlicher und älter ich war als sie.

Stellen Sie sich dieses phantastische Leben vor, in dem lange Monate einsamen Alters nur von wenigen Tagen feuriger Leidenschaft und Jugendfrische unterbrochen wurden!

In der ersten Zeit erschienen mir die 365 Tage unerschöpflich, und ich konnte mir ihr Ende nicht vorstellen. Darum war ich sehr verschwenderisch und schrieb allzuoft an meinen mysteriösen Lebensschuldner. Aber er ist ein schrecklich gewissenhafter Mensch und notiert genau alle seine Abzahlungen.

Nie habe ich erfahren können, woher er das Leben nimmt, das er so pünktlich zurückerstattet. Aber ich glaube, daß er neue Anleihen macht. Ich möchte wohl eine der Frauen kennen, mit deren Jugend er seine Schuld an mich bezahlt.

Sie können sich nicht vorstellen, wie entsetzlich mein Leben wurde, als er mir mit der Ruhe eines Bankiers ankündigte, daß ich nur noch elf Tage zu meiner Verfügung hätte. In dem ganzen Jahr schrieb ich ihm nicht und dachte einen Augenblick daran, ihm den Rest zu überlassen, um mich nicht weiter zu beunruhigen. Sie verstehen gewiß den Grund. Nach jedem Jungsein wurde der Moment des Wiedererwachens schmerzlicher, denn der Unterschied zwischen meinem gewöhnlichen Zustand und meinen 23



Auf den Knien bat ich sie, mir den letzten Tag ihrer Jugend zu schenken.

Jahren wurde mit dem Alter immer größer.

Andererseits war es mir unmöglich, zu widerstehen. Wie kann eine einsame alte Frau auf Schönheit und Liebe, Freude und Glück weniger Tage verzichten. Einen Tag lang geliebt zu werden, eine Stunde begehrt zu sein! Sie sind zu jung, um mein Entzücken zu begreifen!

Aber mein Guthaben beträgt nur noch einen Tag. Noch ein Tag des Lichts und dann ewige Dunkelheit! Bedenken Sie die ganze unvorgesehene Tragik meines Lebens. Bevor ich diesen Tag erbitte...

Aber wann werde ich es tun? Was soll ich mit ihm beginnen? Seit mehr als drei Jahren bin ich nicht mehr jung gewesen, und in Wien erinnert sich kaum jemand mehr meiner. Und doch sehne

ich mich danach, noch einmal schön und begehrt zu sein. Dieses faltige Gesicht wird noch einmal rosig und frisch werden, diese Lippen sollen noch einmal, zum letztenmal, Wollust geben, einem letzten Geliebten für einen Tag!

Aber ich kann mich nicht entschließen. Ich habe nicht die Kraft, die letzte Münze auszugeben.“

Arme teure Fürstin! Schon vor einigen Minuten hatte sie den Schleier gelüftet. Die Tränen hatten Furchen in ihr gepudertes Gesicht gegraben. Ihr Schluchzen hinderte sie, fortzufahren. Ich mußte sie trösten. Auf den Knien bat ich sie, mir, mir allein den letzten Tag ihrer Jugend zu schenken. Ich würde sie mehr lieben als irgendein närrischer Höfling.

Meine Worte mußten sie bewegt haben. Sie versprach mir — ein wenig theatralisch —, ich solle ihr letzter Geliebter sein, in einem Monat, für einen einzigen Tag. Die Zusammenkunft wurde festgesetzt, und ich verabschiedete mich sehr verwirrt.

Dieser Monat war lang, war der längste meines Lebens. Ich hatte meiner zukünftigen Geliebten versprochen, sie bis zur festgesetzten Stunde nicht wieder aufzusuchen und hielt mein Wort. Endlich kam der Tag. Am Abend kleidete ich mich aufs sorgfältigste an und ging mit klopfendem Herzen und unsicherem Schritt der Villa zu.

Das Tor stand offen, der Balkon war mit Blumen geschmückt. Ich ging in den Salon, wo alle Flammen zweier phantastischer Leuchter brannten.

Man hieß mich warten, und ich tat es. Niemand kam. Das ganze Haus war totenstill. Die Lichter brannten, und die Blumen dufteten in der Einsamkeit. Nach einer Stunde konnte ich mich nicht länger zurückhalten und betrat den Speise-

saal. Auf dem Tisch lagen zwei Gedecke und Blumen und Früchte in unerhörter Verschwendung. Ich ging weiter durch einen matt erleuchteten Salon und kam endlich zu einer Tür, die in das Schlafzimmer der Fürstin führte. Zwei oder dreimal klopfte ich an — niemand antwortete. Da faßte ich Mut und öffnete. Auf der Schwelle blieb ich stehen.

Die Fürstin lag hingestreckt in einem Sessel, der vor dem Spiegel stand.

Ich rief sie, aber sie antwortete nicht.

Ich berührte sie, doch sie bewegte sich nicht. Dann sah ich, daß ihr Gesicht klein und weiß war wie gewöhnlich, nur etwas trauriger als sonst und ein wenig erschreckt. Ihr Herz schlug nicht mehr.

Die Prinzessin war gestorben — ganz plötzlich —, während sie vor dem Spiegel die Wiederkehr ihrer Schönheit erwartete.

Ein Brief, der auf dem Boden neben ihr lag, erklärte mir das Geheimnis.

Er enthielt wenige Zeilen in steiler Schrift und lautete:

„Verehrte Prinzessin, ich bin aufrichtig betrübt, Ihnen nicht sogleich den letzten Tag der Jugend, den ich Ihnen noch schulde, zurückerstatten zu können. Es gelingt mir im Augenblick nicht, Frauen zu finden, die meinem unglaublich scheinenden Versprechen vertrauen, und meine Tochter ist in Gefahr.

Ich werde neue Versuche machen und Ihnen das Resultat mitteilen, denn es ist mein aufrichtiger Wunsch, Sie bis zuletzt zufriedenzustellen.

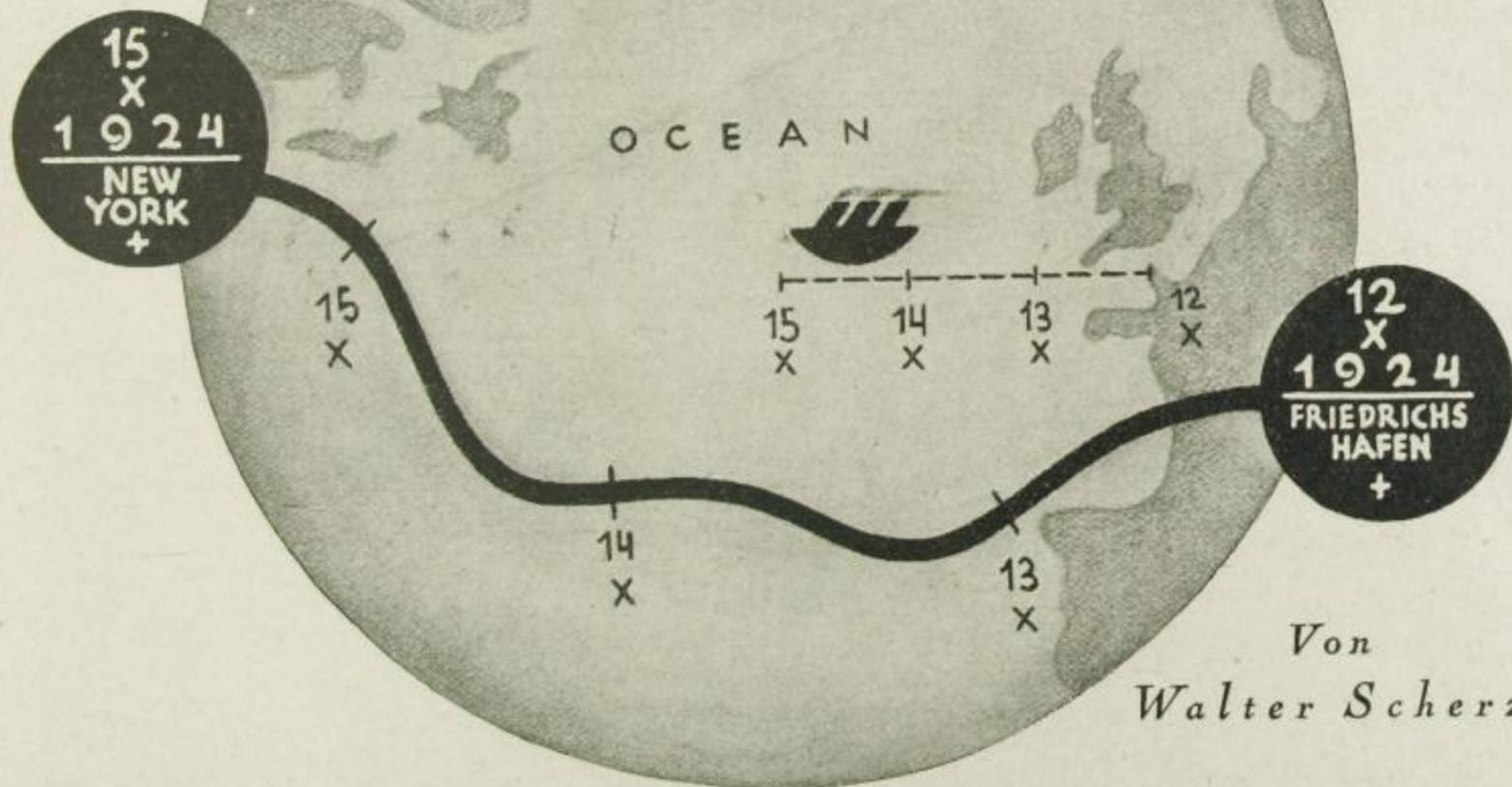
Ich versichere Sie, verehrte Prinzessin, meiner...

Ihr ganz ergebener...“

Den Namen konnte ich nicht lesen.

(Autorisierte Übersetzung von Stefanie Feinberg.)

In 3 Tagen nach Amerika mit Z.R.III.



Menschen, die glauben, daß mit dem Fortschreiten der Technik die Romantik aus dem Verkehrsleben verschwindet, sind im Irrtum. „Auf dem modernsten Verkehrsmittel kehren im gewissen Sinne die romantischen Zeiten der Segelschiffahrt früherer Jahre wieder mit all ihrem Reiz und ihrer Abwechslung“ — meint der Verfasser, der als Steuermann zur Besatzung des Z.R. III gehörte und die geschichtliche Luftreise nach Amerika mitgemacht, von der er hier erzählt.



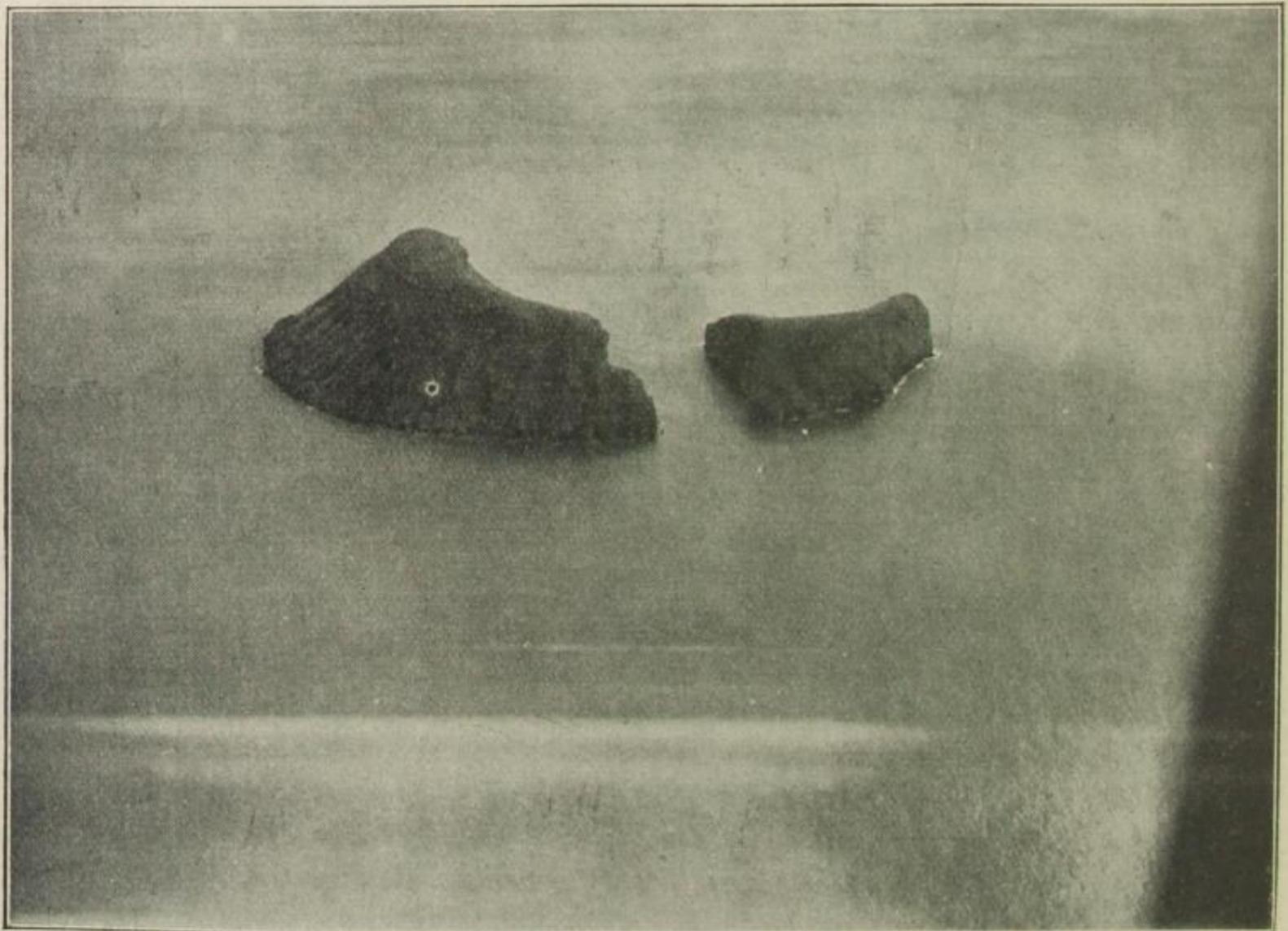
Walter Scherz,
der Verfasser des
Artikels

Der Jubel über die glückhafte Amerika-reise des deutschen Zeppelinluftschiffes ist ver-rauscht. Mit Stolz werden wir, denen es vergönnt war, an der Reise teilzuneh-men, stets an die Begeiste-rung zurückdenken, mit der das ganze deutsche Volk in den Oktobertagen des vergangenen Jahres uns und unserem schönen Schiff entgegenjubelte. Gerne werden wir uns an den überaus herz-lichen Empfang nach der Landung drüben in Amerika erinnern, den sich wohl nie-mand von uns erträumt hatte. Manche

Hoffnung, die an diese Luftreise geknüpft wurde, ist in Erfüllung gegangen. Die stille, ernste Zusammenarbeit von Friedrichshafen mit einer amerikanischen Luftschiffwerft hat begonnen. Auf der Grundlage einer über 25 jährigen deutschen Erfahrung im Bau von über 100 Luftschiffen kann die Goodyear-Zeppelin Corporation in Akron (Ohio) heute weiter-schaffen. Mächtige Industriekreise Englands ziehen erneut die Möglichkeit einer Luftschiffverbindung mit Indien in Erwägung. Die britische Regierung will die Weiterentwicklung des Starrluftschiffbaues, den man 1921 aufgab, wieder aufnehmen und plant den Bau eines 150 000-cbm-Luftschiffes. Der Gedanke, einen regelmäßigen Luftschiffverkehr

zwischen Spanien und Argentinien einzurichten, beschäftigt erneut die Gemüter, und der französische Widerstand gegen dieses Projekt scheint zu erlahmen. In den nordischen Staaten denkt man ernsthaft daran, Luftschiffe kulturellen Zwecken dienstbar zu machen, sie in den Dienst der geographischen Forschung zu stellen. Überall hat die glückliche Reise des letzten Zeppelinluftschiffes von neuem den Anstoß zur Weiterarbeit gegeben.

Es verlohnt sich daher, auf den fahr-technischen Verlauf dieser transatlantischen Fahrt einmal etwas näher einzugehen. In je weitere Kreise wirkliches Verständnis für das Wesen des zukünftigen Luftschiffverkehrs dringt, um so schneller breitet sich aber auch der Ge-



Nach 33 Stunden hatten wir die Azoren erreicht.

Phot. des Verfassers

danke aus, daß die Frage des Luftschiffverkehrs heute aufgehört hat, eine Utopie zu sein, der eine Anzahl von vielleicht sonst ganz ehrenwerten Leuten nachjagt, sondern daß es sich um ein ernsthaftes Verkehrsproblem von großer, weltwirtschaftlicher Bedeutung handelt.

Über den Verlauf der Reise haben die Zeitungen der ganzen Welt im einzelnen berichtet. Sehr zum Leidwesen der anwesenden Pressevertreter wurde bei der Ausreise des „Z.R. III“ von Friedrichshafen über den Kurs, den das Luftschiff auf seiner Ozeanreise nehmen würde, bis zum letzten Augenblick von seiten der Fahrtleitung Stillschweigen beobachtet. Warum dies geschah, mag manchem unverständlich geblieben sein. Einer wollte politische Gründe sehen, der andere ahnte Bedenken für die Sicherheit des Schiffes gegen mögliche Attentate, und in Wirklichkeit waren es fahrtechnische Erwägungen, die es nicht ratsam erscheinen ließen, sich von vornherein auf einen bestimmten Kurs festzulegen. Tatsächlich hat sich Dr. Eckener auch erst unterwegs im Laufe des Sonntagvormittag entschlossen, direkt über die Biskaya längs der spanischen Nordküste auf die See hinauszufahren und die ursprünglich erwogene südliche Ausfahrt über das Mittelmeer und durch die Straße von Gibraltar aufgegeben, weil die Wettermeldungen der Sonntag-Morgen-Beobachtung, die das Schiff auffing, eine Besserung der Wetterlage in der Biskaya erkennen ließen und daher kein Grund mehr vorlag, vom direkten Kurse abzuweichen, was beispielsweise am Tage vor der Abfahrt noch notwendig gewesen wäre, um unnützen Brennstoffverbrauch und unnötige Beanspruchungen des Luftschiffes zu ver-

meiden. Luftschiffführung wird eben stets eine Kunst bleiben, bei der es darauf ankommt, mit größter Sicherheit und mit geringstem Benzinverbrauch unter Ausnutzung des beständig wechselnden Spieles des Wetters in kürzester Zeit (also mit den geringsten Kosten) sein Ziel zu erreichen. Hier kehren in gewissem Sinne auf dem modernsten Verkehrsmittel die romantischen Zeiten der Segelschiffahrt früherer Jahre wieder mit all ihrem Reiz und ihrer Abwechslung. Kaum eine der zukünftigen Luftreisen über die großen Weltverkehrsstrecken dürfte daher der anderen gleichen. Nur für Aufstieg und Landung spielt die Witterung noch eine entscheidende Rolle. Widrige Winde können eine gewisse Zeit das gefahrlose Ausbringen des riesigen Luftschiffes aus der Halle verzögern. Nebel kann eine sichere Landung zu einem späteren Zeitpunkte oder an einem nebelfreien Platze ratsam erscheinen lassen. Einmal unterwegs, bilden dagegen Wind und Wetter heute kein Hindernis für den Luftschiffverkehr mehr. Es dürfte auch unmöglich sein, bei einem regelmäßigen Luftschiffverkehr immer eine gute Wetterlage für die ganze Strecke abzuwarten. Mit seiner souveränen Eigengeschwindigkeit kann sich das Luftschiff jedoch mit vollkommener Sicherheit den besten Weg zwischen den dahinziehenden Wirbeln suchen. Der räumlich kürzeste Weg wird hier nur selten auch die kürzeste Reise bedeuten. Das strategische Fahren zwischen diesen Wirbelgebieten wird den immer neuen Reiz der späteren Luftschiffführung ausmachen. Es wird gelingen, die heute schon hochentwickelten besonderen Navigationsmittel des Luftschiffes, vor allem die Funkpeilung und die außerbarometrische

Höhenmessung weiter zu vervollkommen, so daß der Luftschiffführer aus seinen eigenen Beobachtungen während der Fahrt und aus dem immer weiter ausgebauten Wetterdienst der Seeschiffe sich stets ein zutreffendes Bild von den jeweiligen Strömungsverhältnissen in seinem „Fahrwasser“ machen kann.

Freilich treffen alle diese Erwägungen über die Möglichkeiten des transatlantischen Luftschiffverkehrs erst zu, nachdem das Luftschiff selbst konstruktiv so weit durchgebildet war, daß es allen Beanspruchungen unbedingt gewachsen blieb, denen es unterwegs möglicherweise durch Wind und Wetter ausgesetzt sein konnte, und nachdem die Antriebsmaschinen denjenigen Grad von Betriebssicherheit erlangt hatten, den der Dauerbetrieb mehrtägiger Reisen erforderte. Beides dürfte im „Z. R. III“ erreicht sein. „In drei Tagen nach Amerika“ war keine Ausnahmeleistung, sondern ein wohl vorbereitetes interessantes Rechenexempel, bei dem man sich natürlich verrechnen konnte. Mit steigendem Luftschiffverkehr und der dadurch wachsenden Erfahrung dürften aber Irrtümer in der Anlage und Durchführung von Luftreisen, die Schiff und Besatzung gefährden, so gut wie ausgeschlossen sein. Unfälle, die durch Fahrlässigkeit der Führung oder durch höhere Gewalt verursacht werden, werden sich nie ganz vermeiden lassen, einerlei ob es sich um Luftschiffe oder irgendwelche anderen Verkehrsmittel handelt.

Als am Abend des 12. Oktober, des ersten Fahrtages, die Feuer der nordspanischen Küste verschwanden und die Gedanken von Tausenden dem schönen Zeppelinenschiff auf das Weltmeer hinaus folgten, hatte sich die ganze Besatzung

bereits an den gleichmäßig laufenden Dienst an Bord gewöhnt. Wetterdienst, Ruderwache, Mahlzeiten, Schlaf, alles lief, als ob wir jahrelang im schnellen Ozeanluftschiff Dienst getan hätten. Jede Sensation fehlte, und auch dem Abenteuerlustigsten schwand allmählich jede Hoffnung, daß sie sich bieten würde. Wer eine solche literarisch brauchte, mußte vom Befinden des Kanarienvogels an Bord oder vom sparsamen Verbrauch des Waschwassers berichten, oder durch Funkspruch den Speisezettel der Welt mitteilen. Gleichförmig brummt die Motoren ihr eintöniges Lied. Wie daheim im Navigationsbureau malten die freien Rudergänger die Wetterkarte, nach den Wettermeldungen, welche die Bordfunker vom Eiffelturm, von Königswusterhausen und von Norddeich morgens, mittags und abends aufgingen. Führer und Navigationsoffiziere prüften von Zeit zu Zeit Richtung und Stärke des Windes, wachten sorgsam auf jede Veränderung des Wetters und verbesserten den Steuerkurs, der zunächst direkt auf die Azoren führte. Im Morgenlicht des nächsten Tages tauchte ein größerer Frachtdampfer, die „City of Boston“, auf, der uns seinen Standort gab und die Gewißheit, daß der Wind uns weiter nach Süden versetzt hatte, als wir angenommen hatten, daß aber unsere gegißte Länge bis auf Minuten genau mit ihm übereinstimmte. Am zweiten Tage, gegen Mittag, tauchte auf Backbord voraus die erste Azoreninsel San Miguel aus der endlosen Wasserwüste auf, und in den ersten Nachmittagsstunden passierte das flinke Schiff die in strahlendem Sonnenschein unter uns liegenden Azoreninseln Terceira, San Jorge, Pico und Fayal. Dunkel ragte die schöne Spitze des Pik



Der Schatten des Luftschiffes beim Verlassen der französischen Küste. *Phot. des Verfassers*

aus einem weißen Wolkenmeere. Über Angra — der Hauptstadt des Archipels — flatterten Postbeutel mit Grüßen der Besatzung an die Heimat herunter, dann ging es in die zweite Nacht gegen einen immer heftiger anwachsenden Südwestwind, der gegen 4 Uhr nachts bis zu einer Stärke von 20 m/sek. anwuchs und die Geschwindigkeit des Schiffes über Grund bis auf 20 Seemeilen herabsetzte. Wir fuhren anscheinend in den südlichen Bereich eines aus südwestlicher Richtung auf den Atlantik hinausziehenden Tiefdruckwirbels hinein, und der ständige Gegenwind ließ für Augenblicke Zweifel daran aufkommen, ob es uns gelingen würde, die von uns gewünschte schnelle Überfahrt wirklich durchzuführen. Noch hatten wir 13 t Benzin an Bord, genug, um über 50 Stunden mit unserer Reisegeschwindigkeit zu fahren. Hierüber würden wir auch trotz des Gegenwindes kommen, aber wir sollten ja die Möglichkeit des transatlantischen Schnellverkehrs mit Luftschiffen dartun, da durften wir nicht fünf Tage unterwegs sein. Stunden vergingen, bis es unseren Bordfunkern gelang, von den im Norden ausgelegten amerikanischen Wetterschiffen eine Nachricht über das dort herrschende lokale Wetter zu erhalten. Unter all den vielen Begrüßungstelegrammen, welche uns die amerikanischen Kreuzer in ihrem Eifer unermüdlich mitteilten, war doch endlich der Funkspruch, welcher Ostwind im Norden meldete und dadurch uns ermöglichte, die ungefähre Ausdehnung des Tiefdruckgebietes zu bestimmen. Ohne lange zu zögern, entschloß sich Dr. Eckener daraufhin, nach Norden vom direkten Kurs auf New York abzubiegen, durch einen Umweg den Zeitverlust wettzumachen, den

westlichen Winden auf der Südseite der Depression, die unser Vorwärtskommen seit vielen Stunden wesentlich aufhielten, auszuweichen und zu versuchen, in den Bereich der östlichen Winde auf der Nordhälfte des Wirbels zu kommen. Es war freilich wahrscheinlich, daß jene Ost- und Nordostwinde im Norden die westlichen Winde im Süden an Heftigkeit noch übertreffen würden, aber wir wußten von den Probefahrten und von den wenigen Stunden, in denen das Luftschiff den recht unruhigen Streifen der spanischen Nordküste am ersten Abend passierte, daß wir uns getrost ohne besondere Gefährdung auch in unruhige Luft mitten in das stürmischste Wetter hineinbegeben durften, ohne für die Festigkeit des Luftschiffes zu fürchten. Mit großer Spannung beobachteten alle Mann an Bord in den nächsten Stunden, wie sich Wind und Wetter ändern würden. Es war ein meteorologisches Praktikum in größtem Stile. Gegen 11 Uhr vormittags flaute der südwestliche Wind schnell ab. Um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr trat Windstille ein, und 10 Minuten später zeigte uns die Rauchfahne einer abgeworfenen Peilbombe, daß bereits ein leichter südöstlicher Wind unsere Fahrt zur amerikanischen Küste beschleunigte. In wenigen Stunden war aus der leichten Brise ein steifer Ostwind von Stärke 8 geworden, der bald zum Sturm, Windstärke 10, answoll und das Schiff, dessen Maschinen mit selbstverständlicher Gleichförmigkeit arbeiteten, zusammen mit den wildzerrissenen Regenwolken mit sich fort dem Ziele entgegentrug. Mit wahrhaft phantastischer Geschwindigkeit — über 90 Seemeilen in der Stunde — brauste das riesige Luftschiff jetzt über der aufgewühlten Wasserfläche in die



Nach drei Tagen tauchten die Dächer New Yorks auf.
Das 240 m hohe Woolworth-Gebäude.

Phot. des Verfassers

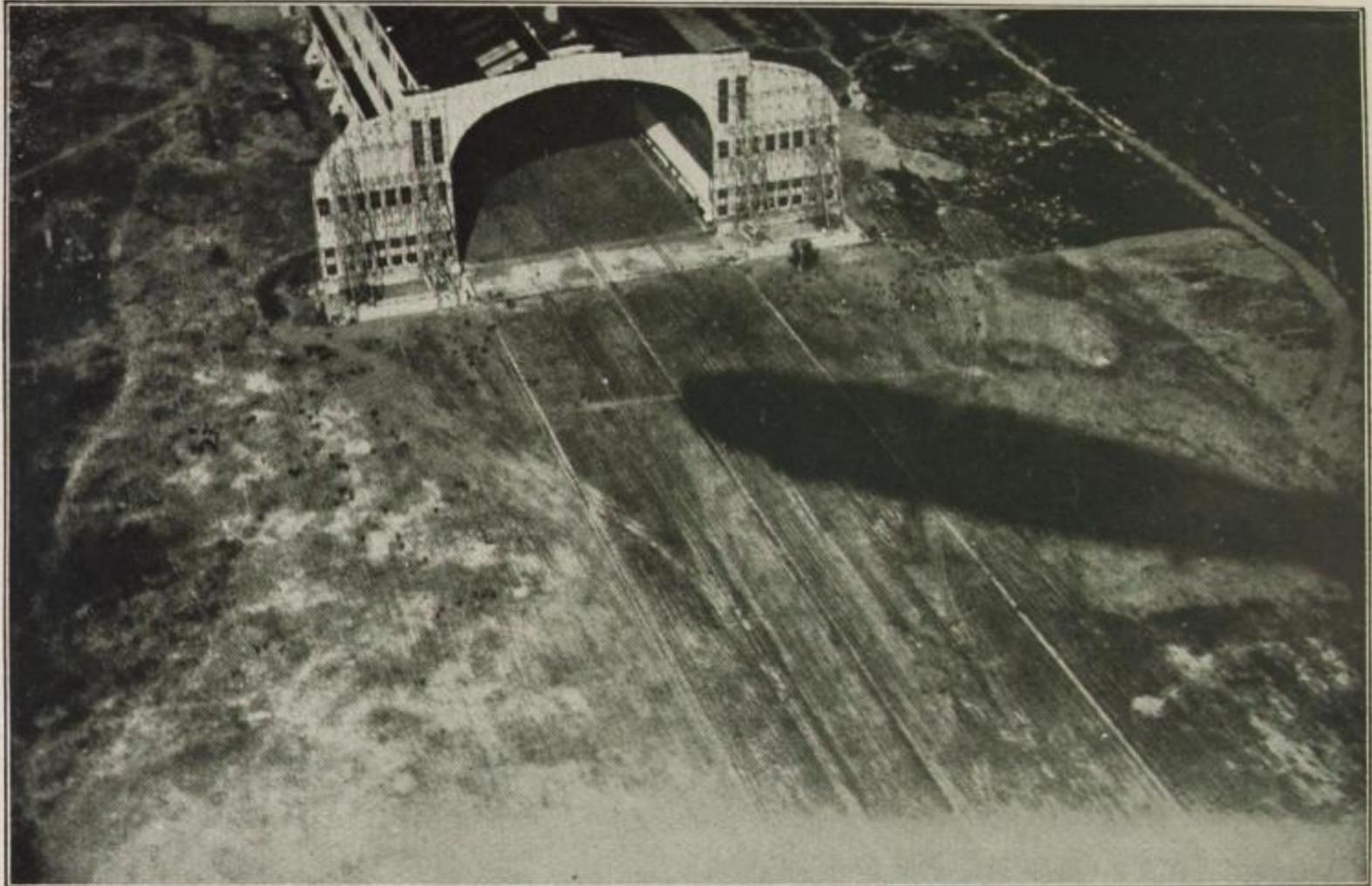


Photo des Verfassers

Am 15. Oktober, 9 Uhr vormittags amerikanischer Zeit, lagen die offenen Tore der Luftschiffhalle Lakehurst vor uns.

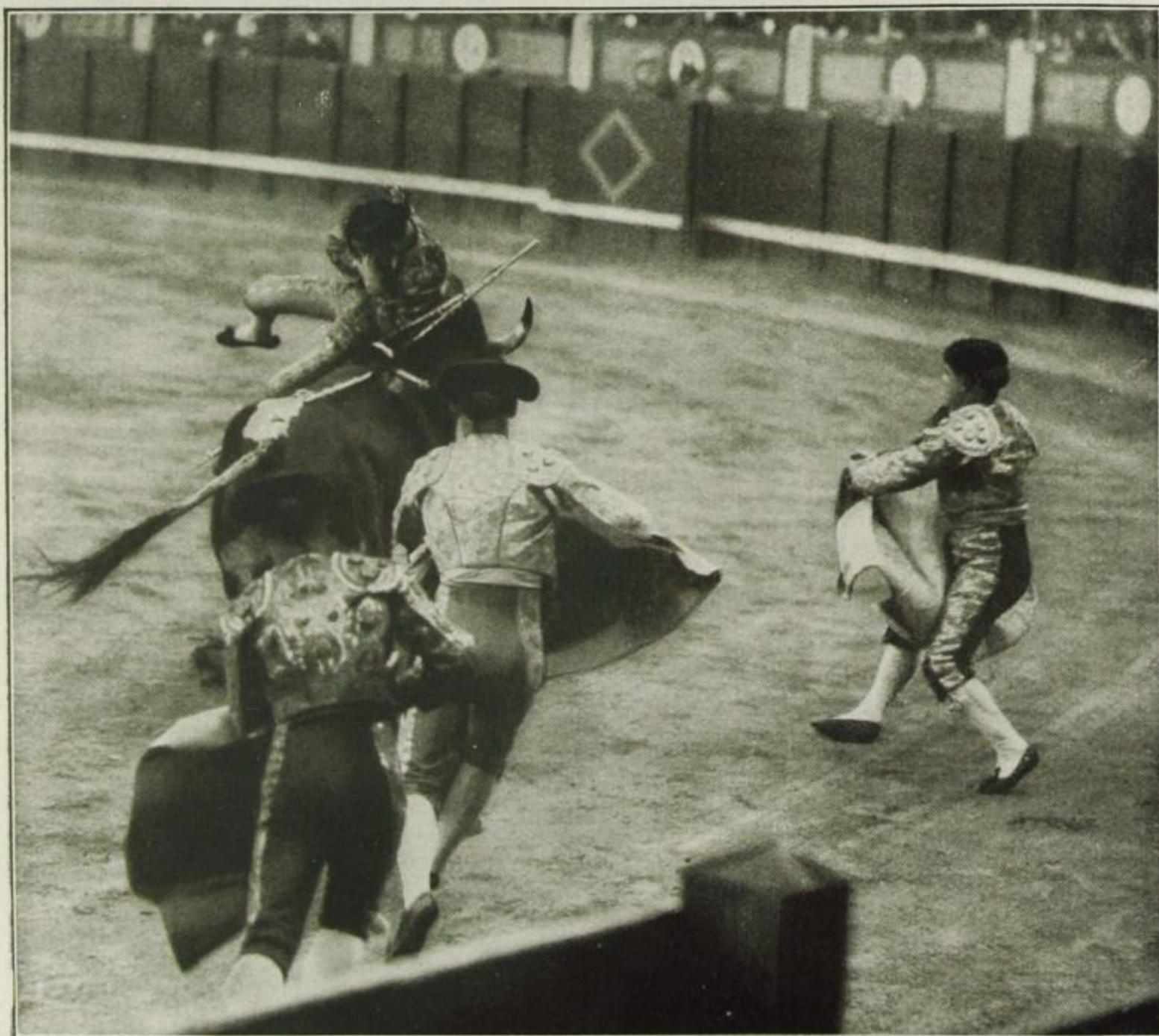
dunkle Nacht. Alle Fenster des Führerraumes waren geschlossen. Regen drang durch alle Ritzen und prasselte gegen die Außenhaut, und wir staunten, staunten immer wieder über unser prächtiges Schiff, wie selbstverständlich es dem Wetter trotzte. Jetzt wußten wir, daß es gelingen mußte, den Zeitverlust, den uns die Westwinde auf dem 38. Breitengrade in der vorigen Nacht zugefügt hatten, wieder wettzumachen. Und schon gegen $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr abends tauchten die Feuer von Sable Island auf. Halifax kam in Sicht. Langsam drehte der Wind auf Nordost, oft bis zu einer Stärke von 25 m/sek. anschwellend. Um Mitternacht standen wir bei Cap Sable, und kurz nach 4 Uhr früh rauschte das deutsche Zeppelinluftschiff über die erste Stadt des amerikanischen

Kontinentes, über Boston. Seit dem Verlassen der französischen Küste an der Gironde-Mündung waren 66 Stunden vergangen. Scheinwerfer, Funksprüche grüßten das „Schiff aus der alten Welt“, und bei langsam ruhiger werdender Luft ging es die Küste südwärts über Providence, Newport, Newhaven bis vor die Einfahrt vor New York. Kurz vor 8 Uhr früh kreisten wir um die Freiheitsstatue. Laut drang der Lärm der Sirenen und Dampfpfeifen der uns grüßenden Schiffe zu uns herauf. Während wir mit langsamer Fahrt den North River herauffuhren, löste die Morgensonne die dichten Nebelschwaden auf, durch die anfangs nur die höchsten Spitzen der Wolkenkratzer hervorragten.

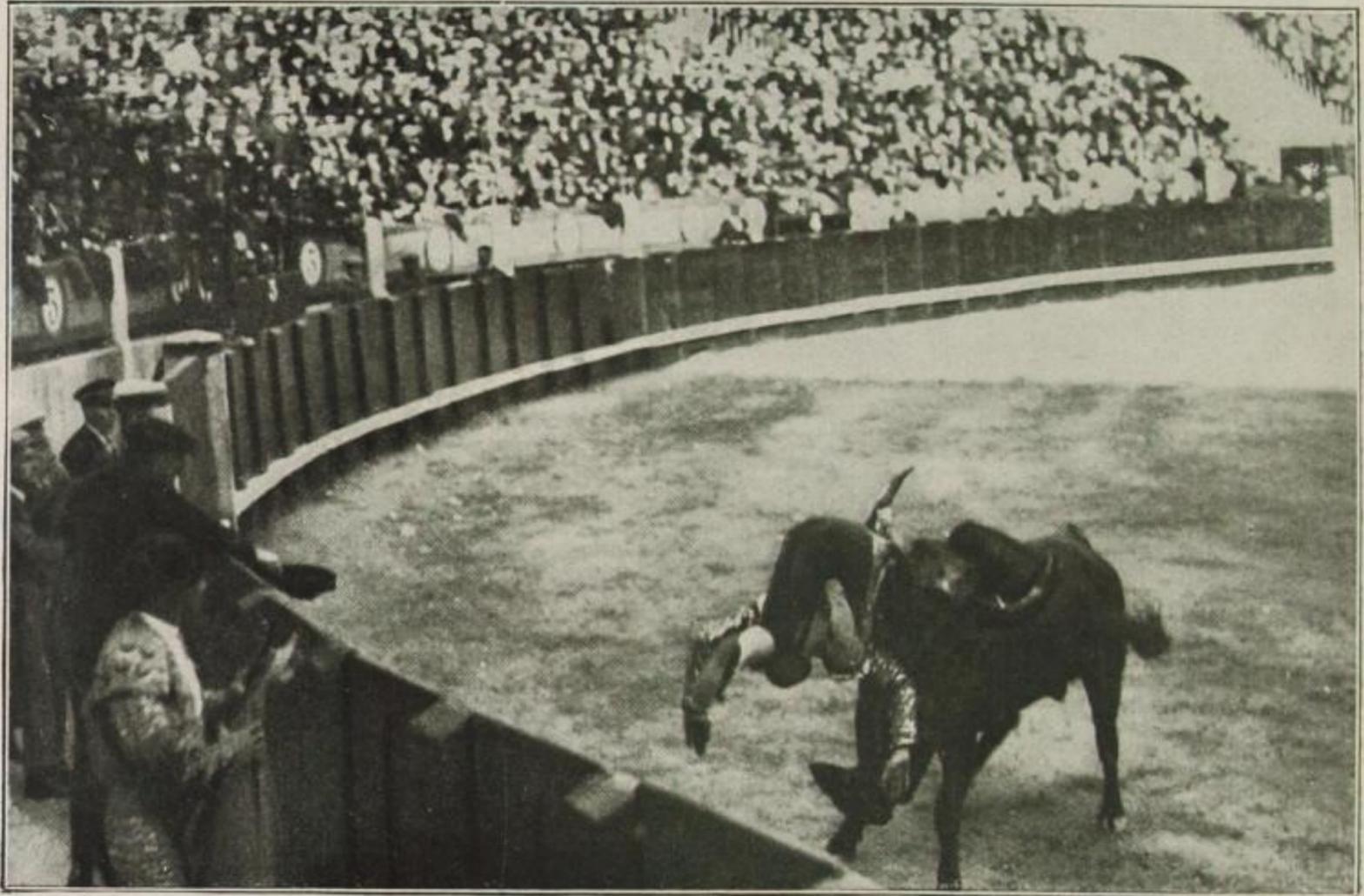
Fortsetzung auf Seite 129

Stierkämpfe

Ein grausamer Sport, der das Gefühl des modernen Menschen, besonders des nordischen, stark verletzt. Ein Sport, in welchem sich zwei ungleiche Gegner mit ungleichen Waffen gegenüberstehen und dadurch jedem sportlichen Grundprinzip widerspricht. Die hier folgenden Aufnahmen gehören zu den besten dieser Art und geben die spannendsten Momente des Kampfes genau wieder.



Durch Schwenken roter Tücher wird der Stier von seinem Gegner abgelenkt.



Vieltausend Zuschauer sehen voller Spannung zu, wie ein armer Banderillo fast gespielt wird.



Der Banderillo muß akrobatische Gewandtheit besitzen, um den Angriffen des Stieres ausweichen zu können.



Ein Fehlstoß, der dem Torero das Leben kosten kann.



Ein gefährlicher Augenblick.



Phot. Paul D. Miller

„Ben Hur“ im Film

der nach dem Roman von Wallace jetzt in Amerika gedreht wird. Die Titelrolle spielt Ramon Novarro

DAS OHR DES MÖRDERS

Von PAUL FLATAU

Zeichnungen von Fritz Wolff

(Aus den Eingängen unseres Preisausschreibens)

Wir waren unser drei: der liebe, dicke Nehrau, der Vertrauensmann des Direktors, Hüter der Kasse und „Disponent“, der zappelige junge Behring, der die Buchhaltung besorgte, und ich, der „junge Mann“. Ein paar Damen und Schreiber ergänzten den Personalbestand dieses Engros-geschäftes. Eines schönen Tages bekam der Direktor die Idee, zu bauen. Er wohnte in einem scheußlichen Hause und wollte nun eine schöne Villa haben. Als die Pläne fix und fertig waren, wurden wir drei Stützen der Firma zu ihm auf sein Zimmer gebeten. Vielleicht könnten wir noch irgendeinen Verbesserungsvorschlag machen. Wir fühlten uns geschmeichelt.

Am 16. Juni 1921, vormittags kurz nach neun — mein Lebtag vergeß ich den Tag nicht —, treten wir also an. Die Pläne sind an der Wand schön aufgehängt, gerade der Tür gegenüber. Links steht der Schreibtisch, neben der Tür ein kleiner Tisch und in der Mitte ein großer. Dann wird uns ein Mann

mit einem rötlichen, kurz gehaltenen Vollbart vorgestellt: „Baumeister Filcher“.

Der Mensch war mir sofort unsympathisch. Er hatte hohle, eingefallene Backen und einen unangenehmen Blick. Er fängt also einen langen Vortrag über seinen Plan an. Ich werde ein unbehagliches Gefühl nicht los. Die ganze Zeit sehe ich mir diesen Mann an. Er spricht immerzu, vom Erdgeschoß, von den Mauern usw. Ich denke: den kennst du doch irgendwoher, den hast du doch schon gesehen! Aber ich komme nicht drauf.

Ich sehe den Baumeister unablässig an, so daß er schon stutzig wird. Ich stell' mir das Gesicht vor — ohne den Bart —, wenn es voller wäre. Herrgott, mir klopfte das Herz im Hals, wie mir plötzlich die Erleuchtung kommt: Raubmörder Fiedler!

Ich war vor dem Kriege kurze Zeit als Volontär in Süddeutschland gewesen. Da war ich mal aus Neugierde zwei Tage zu einem Mordprozeß gegen einen gewissen Fiedler gegangen. Ich saß damals hinter dem Angeklagten und sah meistens nur seinen Rücken. Und dieser Mann hier sah genau aus wie der Mörder Fiedler, der damals zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden ist.

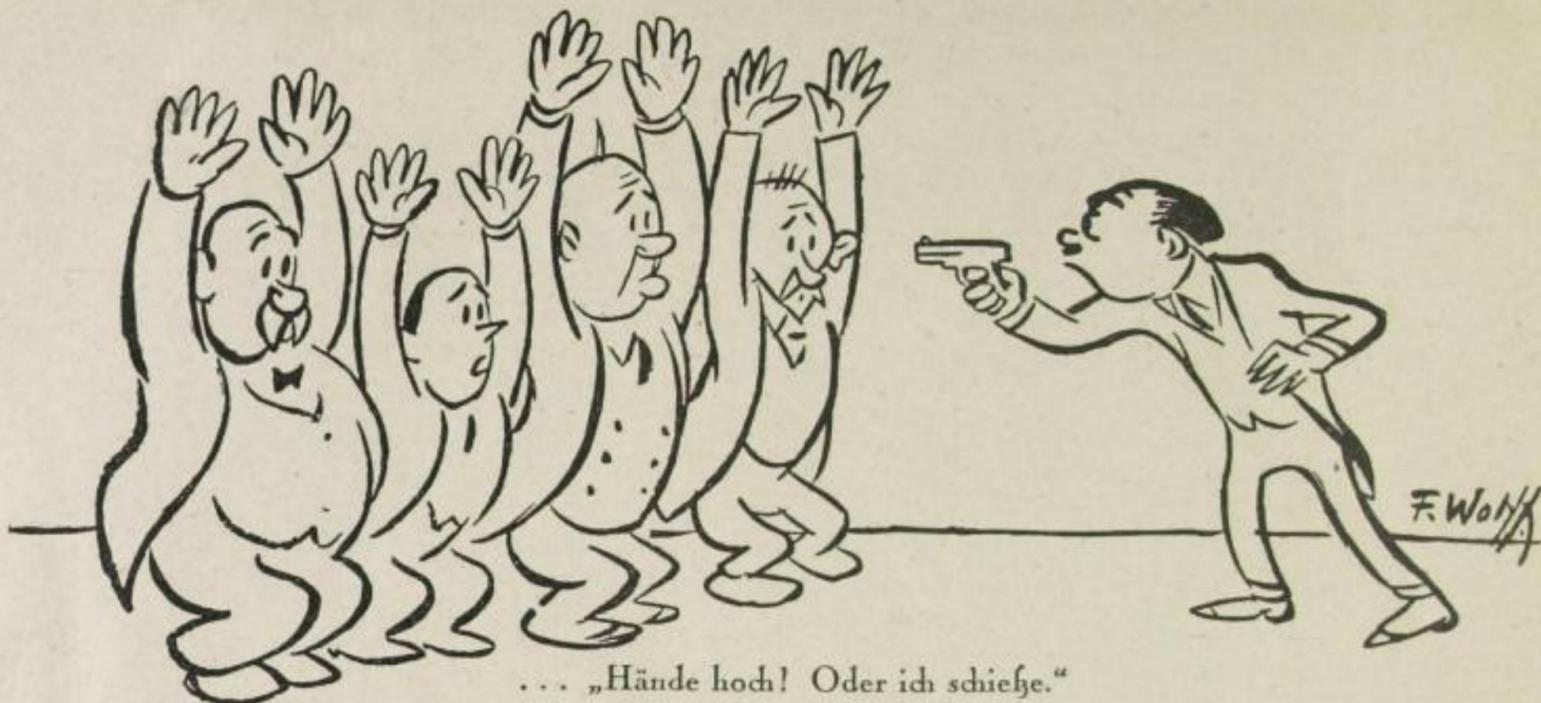
Während der „Baumeister“ immer weiter redet, trete ich zurück, um ihn besser zu beobachten. Aber ehe ich's ausführen kann, tritt er einen Schritt zurück: „Bitte bleiben Sie doch hier stehen“, sagte er.

Aha, denke ich, dich kriegen wir schon. Ich versuch's noch mal.

Er tritt wieder zurück. „Bitte bleiben Sie doch dort“, meint er, „es macht mich nervös, wenn jemand hinter mir steht.“



... Nun hat er die Nase dicht vorm Plan, und ich mit einem Schritt hinter ihm.



... „Hände hoch! Oder ich schieße.“

So, so, denk ich mir, zeige auf den Plan und sage: „Warum steht denn an diesem Raum fünf Meter achtzig, es sind doch bloß fünf dreißig?“

„Es steht ja auch nur dreißig da.“

„Nein, achtzig“ — nun hat er die Nase dicht vorm Plan und ich mit einem Schritt hinter ihm. Ein Blick — es ist der Mörder Fiedler.

Ich gehe zur Tür und schließe sie ab.

„Was fällt Ihnen ein, mein Zimmer abzuschließen?“ brüllt der Direktor.

„Ist der übergeschnappt!“

„Geben Sie sofort den Schlüssel her!“ ruft der Direktor.

Als jetzt der Direktor auf mich zu will, greif ich das kleine Ding auf dem Tisch neben der Tür und ziele auf ihn. „Hände hoch, oder ich schieße.“

Der Direktor hebt die Hände hoch und retiriert, bleich wie der Tod, in die entfernteste Ecke. Der „Baumeister“ möchte sich verkriechen und hat Angst, daß die Augen vorquellen.

„Wahnsinnsausbruch“, höre ich Nehrau murmeln.

„Einen Arzt, einen Arzt“, stottert der kleine Behring.

Ich brülle: „Alle können die Hände wieder runternehmen bis auf Herrn Fiedler, Sie, Herr Fiedler oder Herr ‚Baumeister‘ Filcher, wenn Sie das lieber hören!“ —

Der Kerl grinst, schlotternd vor Angst.

Ich gehe zum Telephon. „Das Amt bitte! Bitte die Kriminalpolizei. — Hier Direktion

der Xschen Werke. — Herr Kommissar, kommen Sie sofort mit ein paar Leuten. Hier ist ein Mann, der sich als Baumeister Filcher ausgibt, es ist aber der Zuchthäusler Fiedler. Ich hab' die Pistole auf ihn gerichtet. Kommen Sie schnell.“

Nach ein paar Minuten traf Kommissar Peters ein. Filcher alias Fiedler wird trotz Protest abgeführt.

Nun fielen alle über mich her: Wieso ich den Kerl kenne? Woran ich ihn erkannt hätte? — Da hab' ich ihnen also mein System der Menschenkenntnis auseinandergesetzt. Ich nenne es das Ohrwaschelsystem. Es gibt auf der Erde keine zwei Menschen, die die gleiche Ohrbildung haben. Die einen haben angewachsene Läppchen, die andern nicht; die Größe des Ohrs, die Rundung, die Höhe der Knorpel, alles ist verschieden. Der Fiedler hatte nach meinem System ein Ohr ga4c. Die erste Zahl bezieht sich immer auf das Ohrläppchen. Ganz angewachsene Ohren ohne Läppchenbildung haben Nummer 0, die größten sind Nummer 10. Fiedler hat also schon ein auffallend großes Ohrläppchen. Der erste Buchstabe bezeichnet dann den Außenknorpel, der die Rundung des Ohres bildet, der war bei Fiedler ganz normal. Die nächste Zahl bezieht sich auf die Größe des inneren Ohres und der letzte Buchstabe auf die Form des oberen Ohrbogens. Das System probe ich schon seit vielen Jahren, und wenn ich mir jemandes Ohr gemerkt habe, dann kann er verkleidet

sein wie er will, ich erkenne ihn wieder. Bei Fiedler kam noch ein besonderes Kennzeichen hinzu. Der hat nämlich vorn auf dem Ohrläppchen eine braune Warze und auf der Rückseite des linken Ohrs zwei kleine dunkle, etwas erhabene Muttermale mit schorfiger Haut dicht nebeneinander.

Um aber sicher zu gehen, telegraphierte der Kommissar nach Berlin um Angabe des Signalements des pp. Fiedler.

Nachmittags treffen wir uns alle und warten auf den Bescheid aus Berlin, der längst hätte da sein müssen. Gegen fünf kommt dann endlich ein Telegramm. Alle Angaben stimmen, vor allem aber „Besondere Kennzeichen: kleine Warze am linken Ohrläppchen, zwei kleine braune, etwas erhöhte Muttermale an der Rückseite des linken Ohrs!“ Der Verbrecher sei im Mai 1914 ins Zuchthaus Waldheim eingeliefert worden.

Der Kriminalkommissar gibt also ein dringendes Diensttelegramm ans Zuchthaus Waldheim auf: „Festnahmen entsprungener Sträfling Fiedler. Dringdrahtet Verhaltungsmaßnahmen.“

Noch vor acht Uhr abends kommt schon die Antwort: „Hierorts kein Sträfling entsprungener. Zuchthaus Waldheim.“

Wir sehen uns an. Donnerwetter, was ist denn das? — Schließlich meint der Kommissar: „Sie werden ihn von Waldheim irgendwo anders hin transportiert haben.“ Es wird eine zweite dringende Depesche auf-

gegeben: „Drahtet, wohin Sträfling Fritz Fiedler gehört. Mai 1914 wegen Totschlag lebenslänglich nach Waldheim eingeliefert.“

Wir kneipten uns ziemlich fest und erzählten uns in dem kleinen Hinterstübchen Mord- und Totschlagsgeschichten, daß einem das Gruseln anging. Endlich gegen ein Uhr nachts kam die Ordonnanz des Kommissars mit der Antwort aus Waldheim.

„Sträfling Fritz Fiedler August 1918 verstorben.“

Wir saßen da wie vor den Kopf geschlagen. Der Kommissar faßte sich zuerst wieder. „Sakrament,“ schreit er, „nun hat man mal einen Kerl erwischt mit ‚besonderen Kennzeichen‘, und jetzt soll der Kerl tot sein! Jetzt schreibe ich nach Berlin, sollen die die Sache aufklären.“

Als wir aber am übernächsten Tag im Bureau saßen, kam unser Freund, der Kriminalkommissar Peters, zu uns und zeigte folgenden Brief aus Waldheim:

Zuchthaus Waldheim,
den 17. Juni 1921.

An die

Kriminalpolizei

in X.

Unter Bezugnahme auf Ihr gestriges Diensttelegramm Nr. 327, betr. Sträfling Felix Fiedler (3631), teilen wir Ihnen eine Notiz aus den Personalakten des pp. Fiedler mit, die für Sie vielleicht von Interesse ist.

Aktennotiz: 20. 1. 1916. Es erschienen der Geh. Medizinalrat S. und der Kriegsverletzte Erwin Filcher, beide aus Leipzig. Nach längeren Verhandlungen mit mehreren Strafgefangenen erklärt sich der pp. Fiedler bereit, gegen eine sofort an seine Frau zu zahlende Summe von Mk. 500.— (Fünfhundert) sein linkes Ohr durch Transplantation auf den pp. Filcher übertragen zu lassen, der dieses durch einen Säbelhieb verloren hat.

Müller.
Inspektor.



... Wir kneipten uns ziemlich fest und erzählten uns ...
Mord- und Todgeschichten.

DAS BOOT...IM

VON ALFRED HEURICH

Am 30. Mai sind es 20 Jahre gewesen, da kam auf den hochgehenden Fluten der wildreißenden Isar ein winzig kleines Boot die 50 km lange Strecke von Bad Tölz nach München herabgeschwommen und landete im Thalkirchner Floßhafen. Die wetterharten Flößer mit den hohen grünen Hüten und der Holzaxt auf der Schulter schüttelten die Köpfe und rissen die Mäuler weit auf. Und wenn ihnen einer das erzählt hätte, was sie soeben selbst gesehen hatten, wie dieses winzige Dingelchen, dieses Nichts von einem Fahrzeug, einem Pfeile gleich über die brandenden Widerwellen hinweggeschossen war, in welche die wuchtigen Flöße sich tief hineinzubohren pflegten, sie hätten es einfach nicht geglaubt. Und nun fing gar der Ankömmling an, sein Fahrzeug wie einen toten Hasen zu zerlegen. Er zog ihm die Haut ab, riß ihm die Rippen aus dem Leibe, und knickte auch noch die zusammen, wie wenn er Kleinholz machen wollte. Als aber nach einigen flinken Griffen von dem ganzen Boot nur noch ein längeres und zwei kleinere Pakete übrigblieben, da konnte sich der Lengrieser Sepp nicht mehr halten. Er stieß einen Juchzer aus, daß die Auen widerhallten, spuckte weit aus und sagte anerkennend: „Deixi, Deixi! Du hast a Schneid!“ Und von allen Flößen kamen sie herbeigelaufen und hörten die Mär und riefen durcheinander: „Mirakel!“ „Gibt's

denn des a?“ „Lass'n mer'n hochleben!“ Und da grad Feierabend war, lud ich sie ein ins „Hinterbrühl“ zu einer Maß auf das gelungene Wagnis.

Von diesem Tage an datiert die Erschließung der herrlichen Wildflüsse für den Wassersport.

Nun hat sich das Faltboot durchgesetzt, und vier Fünftel aller Wanderungen auf dem Wasser werden heute nur noch im Faltkajak oder, wie ich ihn kurz getauft habe, „Faltjak“ ausgeführt. Auch ist er längst über den Rahmen eines Sportfahrzeuges hinausgewachsen. Die Felljäger in Kanada benützen ihn schon mit bestem Erfolg bei ihrem Erwerb. Er hat begonnen, das kanadische Kanu zu verdrängen. Und nun nimmt ihn gar Roald Amundsen mit bei seinem Fluge zum Nordpol; in jedem Flugzeug einen Zweisitzer, zu Vorstößen auf dem Eismeer und für den Fall einer Notlandung an ungünstiger Stelle.

Schon in den ersten Jahren seines Bestehens hat der Faltkajak zu Forschungszwecken gedient. Ich selbst habe 1906 damit eine Höhlenforschung im Algäu ausgeführt, wobei es einen unterirdischen See zu erforschen galt. Dabei wurde ich nach zweistündigem Bergsteigen mit meinem Faltboot einen 96 m tiefen senkrechten Naturschacht hinabgeseilt und mußte auf einer Felsplatte, bis zu den Knien im Wasser stehend, das Boot im Wasser

KLEIDERSCHRANK

selbst zusammenbauen, dann umdrehen, ausleeren und einsteigen. Nach mir setzte sich ein Dorflehrer hinein, der noch nie in seinem Leben in einem Boote gesessen hatte, und wunderte sich nicht wenig über das natürliche Gefühl von Sicherheit, das nicht die geringste Unruhe aufkommen ließ.

Eine ganz hervorragende Leistung hat Karl Schott aus Neuburg a.D. vollbracht. In einem 5 m langen und 90 cm breiten Klepper-Zweisitzer hat er die 2800 km lange Strecke von Neuburg bis Sulina in 36 Tagen zurückgelegt. Das kommt — bei nur 6 Ruhetagen — einer täglichen Paddelleistung von 93 km gleich und stellt angesichts der langen Strecke und der langsam fließenden Donau einen Weltrekord dar. Als zweiten Reiter auf dem Wasserklepper hatte Schott seinen — Foxl mitgenommen. Von Sulina setzte er die Fahrt fort über Warna nach Konstantinopel längs der Küste des Schwarzen



Meeres. Von da ging es durch das Marmarameer nach Gallipoli, dann durch die Dardanellen und das Gewirr der Ägäischen Inseln nach Smyrna; weiter über Rhodos nach Mersina; dann längs der syrisch-palästinischen Küste zum Nil und diesen hinauf nach Kairo. Ein englischer Oberst hat schon 1908 im Faltkajak den Kanal von Dover nach Calais überquert und ein deutscher Student die Ostsee.

Überhaupt macht man sich vielfach ein ganz falsches Bild von der Lebensdauer eines Faltbootes aus Segeltuchhaut mit oder ohne Gummierung. Ich besitze selbst zwei alte „Delphin“-Boote, die nach 15jährigem ununterbrochenen Gebrauch und über 38 000 km Fahrstrecke noch heute ihren Zweck vollkommen erfüllen, trotz einiger Flickstellen. Welches Holzboot dürfte das auch von sich behaupten?

Die Kosten eines guten Faltjaks betragen kaum die Hälfte eines Kanadiers. Unterhaltungskosten für Anstrich, Bootshaus usw. fallen ganz fort. Reparaturen, die nur sehr selten vorkommen, sind billigst und schnell durchzuführen, wie an einem Fahrradmantel.

Und doch soll man mit dem neu gekauften Faltboot nicht gleich auf strömendes Wasser gehen, ebensowenig wie man mit dem neu gekauften Fahrrad sofort den Berg hinabfahren soll. Auch die Paddeltechnik will gelernt sein, genau wie die Klettertechnik. Unfälle sind fast immer auf die eigene Unvorsichtigkeit des Fahrers zurückzuführen. Gegenüber der Zahl der Unfälle im Kletter-, Fahrrad- oder Motorradspport sind sie verschwindend gering. Selten kommt der Faltbootfahrer dazu, seine Schwimmkunst anzuwenden.

Um den 100 000 Paddlern, die heute allsommerlich die deutschen Flüsse befah-

ren, das größtmögliche Maß von Sicherheit zu verschaffen, habe ich einen Gedanken, den ich schon 1905 in meinem ersten Buche „Im Faltboot“ niedergeschrieben hatte, in die Tat umgesetzt: eine Sammlung von Wasserführern zu schaffen, die alle wesentlichen Wasserstraßen des gesamten deutschen Sprachgebiets, Deutschland, Schweiz, Österreich, Tschechoslowakei, Italien umfassen, und die von den besten Kennern der jeweiligen Flußläufe nach einem neuen, von mir erdachten Kartensystem bearbeitet werden. Diese Wasserbaedeker werden die Zahl der Wasserwanderer noch gewaltig steigern.





Phot. C. J. Lutber, München

— und doch erstaunlich widerstandsfähig.

Wasserwandern! Wer es einmal gekostet hat durch mehrere Tage hindurch, dem bleibt es unvergeßlich, und nur eine Sehnsucht brennt in ihm. Hinaus aus der staubigen, stinkenden Stadt, hinaus aus der Sommerglut der Steinkolosse, fort aus dem nervenaufpeitschenden Getriebe und der krankhaften Hast der Großstadtstraße! Nicht auf die staubige, benzinduftende Landstraße, nicht in den lärmenden Volksgarten! Auch keine ermüdenden Fußtouren und Kletterpartien! Das leichte Boot aus dem Schrank gefaßt! Und mit dem Vorortzuge hinaus an den Fluß, an den See, an die Meeresküste! In einer Viertelstunde sind wir fahrtbereit. Und jetzt den Strom hinab! Ruhig lassen wir uns dahingleiten, an grünen Wiesen und

Büschen vorbei, deren Farbe den Augen so wohl tut. Die sengende Mittagsglut kann uns nicht erreichen, wie sehr wir uns ihr auch preisgeben. Ein leichter Schleier kühlenden Wasserdunstes, von der Sonne selbst gehoben, umgibt uns. Mittags wird im Grünen geschlafen, abends im Freien gezeltet. Am nächsten Morgen geht's weiter. Wir haben Zeit, wir brauchen nicht ans Zurück zu denken. Wunschlos glücklich treiben wir dahin, kaum daß wir einen Steuerschlag zu machen brauchen. Der Abend findet uns so frisch wie der Morgen. Drei Tage Wasserwandern schaffen uns die gleiche Erholung wie ein dreiwöchentlicher Sommerurlaub, den wir auf den Beinen verbringen.



Press Photo News Service

Die Herzogin von Sutherland am Lido.

Welche ist die reichste Familie der Welt?

Von George Marvin

Nicht Rockefeller, Ford oder Stinnes, sondern die Japaner Mitsui. Das Haus Mitsui, über dessen Jahrhunderte alte Geschichte die japanischen Kinder auf der Schulbank unterrichtet werden, hat zum ersten Male seit seinem Bestehen einem Nicht-Japaner, dem Autor des hier folgenden Artikels, gestattet, das Familienarchiv der Mitsui zu studieren und einiges daraus der Öffentlichkeit mitzuteilen. Auch die hier wiedergegebenen Bilder erscheinen zum ersten Male.

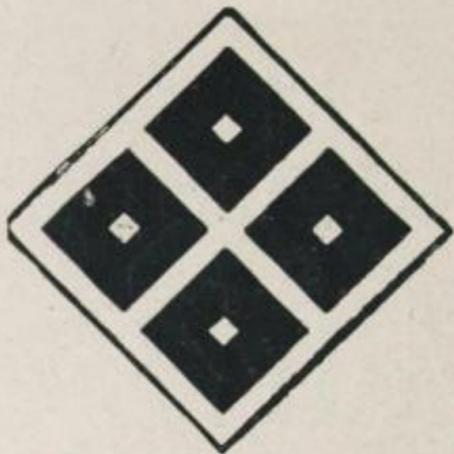
Die Familie der Mitsui zählt zur ältesten Aristokratie Japans und ist an Ansehen, Tradition und Reichweite des Einflusses nur mit einer Herrscher-Dynastie zu vergleichen, sofern sie sie nicht überflügelt. Denn eine Finanzmacht, wie die Mitsui sie seit Jahrhunderten repräsentieren, geht noch vor Herrschermacht, und die Mitsui, schon immer die angesehensten „Hofbankiers“ des japanischen Herrscherhauses, verdanken jener Koïnzidenz, an der Spitze der Geburts- und Finanzaristokratie ihres Landes zu stehen, die einzigartige Rolle, die sie spielen, und die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Denn sie haben ja eben vor den westlichen Geldmagnaten, wie den Rockfellers, Rothschilds, Morgans usw. jene jahrhundertealte Tradition ihres Hauses voraus.

Die ersten Mitsui, deren Namen urkundlich feststehen, tauchten zur Zeit der Entdeckung Amerikas auf. Zweihundert Jahre später, als der bedeutendste ihrer Ahnherren, Hachirobei, die Augen schloß, war der Grundstein zu jenem Handels- und Finanzkonzern gelegt, der heute meilenweite Eisenlager, Kohlen- und Mineralschätze, Schiffahrtslinien, Bank- und Immobilien-geschäfte von größtem Einfluß, Seidenlager, Warenhäuser und Baumwolltransaktionen,

Gummiplantagen und Papierfabriken umfaßt. Das Vermögen der 11 „Stammfamilien“, die zum Hause Mitsui gehören, wurde vor längerer Zeit auf 1 Billion Yen geschätzt; der Besitz ist jedoch inzwischen bedeutend gewachsen und läßt sich kaum übersehen. Dieser ungeheure Konzern, dessen Fäden alle bei der Mitsui-Gomei Kaisha-Gesellschaft in Tokio zusammenlaufen, basiert mit seinen Geschäftsprinzipien wie mit der streng befolgten Politik des Hauses auf dem Hausgesetz, das im 17. Jahrhundert in seinen noch heute unveränderten Grundlinien festgelegt wurde und erst 1900 einige wenige Änderungen in modernem Sinne erfahren hat.

Das jetzige Oberhaupt der Familie

ist Baron Mitsui Hachiroemon und damit zugleich Seniorchef der über die ganze Welt verbreiteten geschäftlichen Unternehmungen der Familie. Diese erstrecken sich, wie gesagt, weit über Japan hinaus, wo in der Hauptsache die Kohlenfelder und Mineral-lager sich befinden, nach New York, London, Hamburg, Paris, Bombay, Canton, Manila, Peking; Shanghai, Singapore, Hongkong, Korea und anderen Plätzen. — In Tokio, dem Sitze der administrativen Verwaltung, befindet sich auch das Warenhaus, das dort,



Das Wappen der Mitsui

Regenzeit verteilte man an die vom Regen überraschte Kundschaft des Kaufhauses große Schirme aus Ölpapier, auf denen der Name Mitsui weithin sichtbar zu lesen war. So wurden die Kunden unfreiwillig die ersten „Sandwich-Männer“ der Mitsui. Sie beklebten auch als die ersten Hauswände und Mauern mit ihren Reklamen, finanzierten Schauspiele und Pantomimen, in denen ihr Name vorkam und arrangierten in ihrem Warenhaus „Gelegenheitskäufe“, alles zu einer Zeit, da solche Formen der Reklame, die man gewöhnlich als Blüte modernsten Kapitalismus betrachtet, im Abendlande noch nicht bekannt waren!

Die Bureauräume der Mitsui auf dem Broadway in New York sind sehr umfangreich; haben sie doch allein 90 Prozent der Anteile einer der größten Baumwoll-Ausfuhrfirmen der Vereinigten Staaten in Händen. — Die Mitsui haben ferner einen Vertrag mit der chinesischen Regierung, der ihnen das Monopol zur Errichtung drahtloser Stationen in ganz China sichert. Die Leitung der japanischen Stahlwerke liegt gleichfalls in ihren Händen. Ihre Kohlenlager in Hokkaido und Kyushu sind die umfangreichsten des Landes; ihre Bank spielt eine bestimmende Rolle in der Finanzwirtschaft Japans; auch ein Papierfabrikations-Trust ist in letzter Zeit von ihr ins Leben gerufen worden. Aber zu all diesen Unternehmen, die die Hausmarke der Mitsui tragen, kommen noch die vielen andern, hinter denen ihr Kapital anonym steht.

In gewissem Sinne bedeutet die Wirtschaftsgeschichte der Mitsui zugleich diejenige Japans. Man darf diese Familie als den Generalnenner der Wirtschaft Japans bezeichnen.

200 Jahre vor Wamaker und Marshall Fields Entstehung, die Mitsui errichteten. Von dort ging auch ihre originelle Reklame aus, die für Japan, und nicht nur für Japan, damals ein Novum war. In der langen

Achtzigtausend Angestellte zählt der Mitsui-Konzern, die sämtlich in irgendeiner Weise an den Einkünften beteiligt sind.

„Arbeit auf Gegenseitigkeit“ — „Kyoson“

lautet der Wahl- und Wappenspruch der Familie, der, vom Ahnherrn vererbt, als oberstes Hausgesetz und Geschäftsprinzip durch die Generationen hindurch heilig gehalten worden ist. Kyoson ist das japanische Wort dafür, kaum übersetzbar in ein westliches Idiom. Es umschließt sowohl den genannten Begriff wie auch die Verquickung von Humanität und Geschäft. Humanität: Jeder Angestellte, ob Minenarbeiter, Prokurist, Laufjunge, Matrose oder Buchhalter — weiß, daß, wenn er seine Pflicht tut, er bis ans Lebensende bei der Firma bleibt und daß auch nach seinem Tode für seine Familie gesorgt wird. Deswegen ist bei den Mitsui weder jemals ein Lohnstreik ausgebrochen, noch je ein Matrose ihrer Ozeandampfer desertiert. Schon im 18. Jahrhundert kannte man im Hause Mitsui Wohlfahrtspflege für das eigene Personal; gedruckte Vorschriften, wie man hygienisch leben soll, etc. wurden unter den Angestellten verteilt. Ruhepausen in die Arbeitszeit eingeschoben, reinliche Kleidung und Körperpflege empfohlen. Schon damals begann das uns fast kommunistisch anmutende Prinzip der Gewinnteilung sich auszuwirken: Überschüsse von einer bestimmten Höhe an wurden unter dem fleißigsten und tüchtigsten Personal aufgeteilt, die „Arbeit auf Gegenseitigkeit“ ist eben von Anbeginn bis heute oberstes Geschäftsprinzip und Hausgesetz geblieben.

Diese Gesinnung erstreckt sich aber nicht nur auf die eigenen Angestellten; in den weiten Parks, auf den Besitzungen und Ländereien der Mitsui wurden nach dem furchtbaren Erdbeben im Herbst 1923 Tausende von Flüchtlingen untergebracht, beköstigt, gekleidet. Die Wohlfahrtsunternehmungen der Familie, für die eine große Zentrale besteht, erstrecken sich über die halbe Erde. Doch kommt es niemals vor, daß ein einzelnes Familienmitglied mit dieser oder jener Aktion in Verbindung gebracht, daß etwa ein Name genannt wird. Die Familie baut Hospitäler;



Unter den Familienschätzen der Mitsui befindet sich dieses auf Seide gemalte Bild, das den Ahnherrn Hachirobei I und dessen Gattin Ju-san, die 15 Kinder besaßen, darstellt.

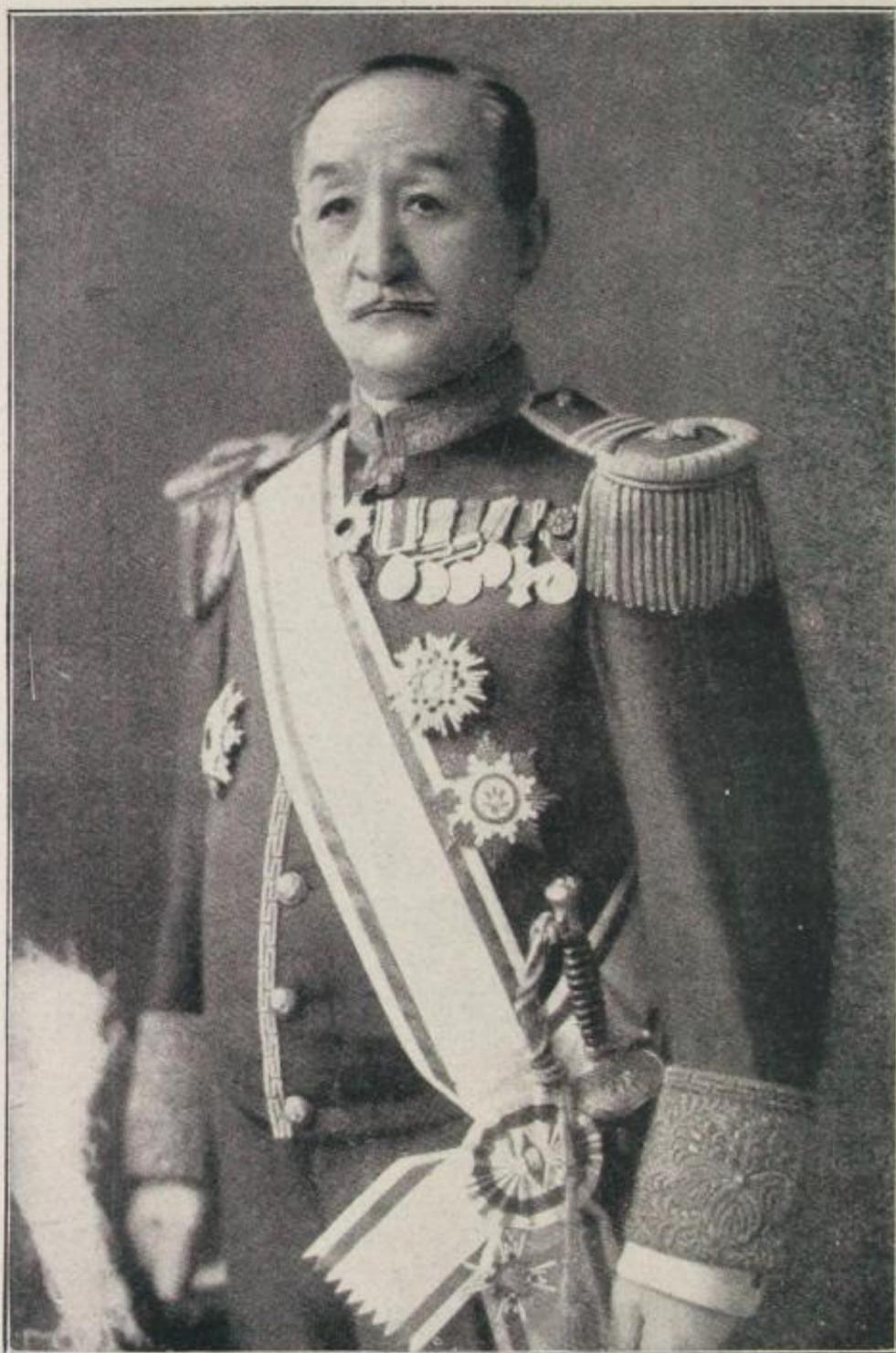
die Familie spendet Millionen für die Notleidenden; die Familie forstet Korea auf, legt Teepflanzungen in Formosa an und erntet Gummi in Malaya. Hier, wo die Magna Charta des Ahnen durch die Jahrhunderte noch nichts von ihrer autoritativen Wirksamkeit eingebüßt hat, ist Unterordnung, ist Betonung und Betätigung des Familiensinns noch oberstes, unantastbares Gesetz. Pflicht und Loyalität hießen die beiden Grund- und Eckpfeiler, auf denen

der genialste Ahnherr der Familie,

Hachirobei, das Fundament der Familie errichtete.

Seine Stellung und Tätigkeit ließe sich nur — wenn überhaupt westliche Vergleiche zugänglich wären — mit derjenigen eines Rockefeller oder Stinnes vergleichen. Er starb 1692 als der erste moderne Kaufmann Japans, vielleicht der Welt. Mit 14 Jahren erlernte

er den Seidenhandel und als er später selber in Tokio — damals noch Yedo genannt — ein solches Geschäft errichtet, führte er als erster das Prinzip „Barzahlung und feste Preise“ ein. Diese Worte stehen auf dem mächtigen Holzschild, das sein Ladenschild war und heute im Mitsui-Museum gezeigt wird. Von rastlosem Betätigungsdrang und seinem kaufmännischen Schöpfersinn getrieben, begründete er, als erster japanischer Bankier, der den Scheckverkehr in Japan einführte, die Mitsui-Bank, deren Stammhaus unter der Firma Mitsui Ginko längst nach Kioto verlegt ist, und die in der ganzen Welt Zweiggeschäfte unterhält. Das von ihm begründete Seiden- und Manufakturwarengeschäft nennt sich heute — seit 1904 Familien-Aktiengesellschaft-Mitsukoshi Warenhaus. 1687 erfolgte Hachirobeis Ernennung zum Hofbankier, eine Stellung, die die Mitsui's des 20. Jahrhunderts ebenfalls



Baron Mitsui Hachiroemon, das derzeitige Haupt und Seniorchef der Mitsui-Familie.

noch einnehmen. Hachirobei war auch der Schöpfer des Familienkodex.

Dank der vorausschauenden Arbeit des Vaters, der bedeutenden Stellung, die dieser Aristokrat aus exklusivster Familie sich im Geschäftsleben zu verschaffen gewußt hatte, gelang es seinen 15 Kindern, den Erfolg seiner Unternehmungen ungewöhnlich rasch zu steigern. Bis dahin gab es in Japan keinen Einfuhrhandel; es war japanischen Kaufleuten verboten, mit Ausländern direkten Handel zu treiben. Die Mitsui engagierten in Nagasaki ausländische Agenten und kauften durch deren Vermittlung Waren aus Eng-

land, Ostindien, China usw. So kamen Woll- und Baumwollwaren, Zucker, Chemikalien und vieles andere ins Land.

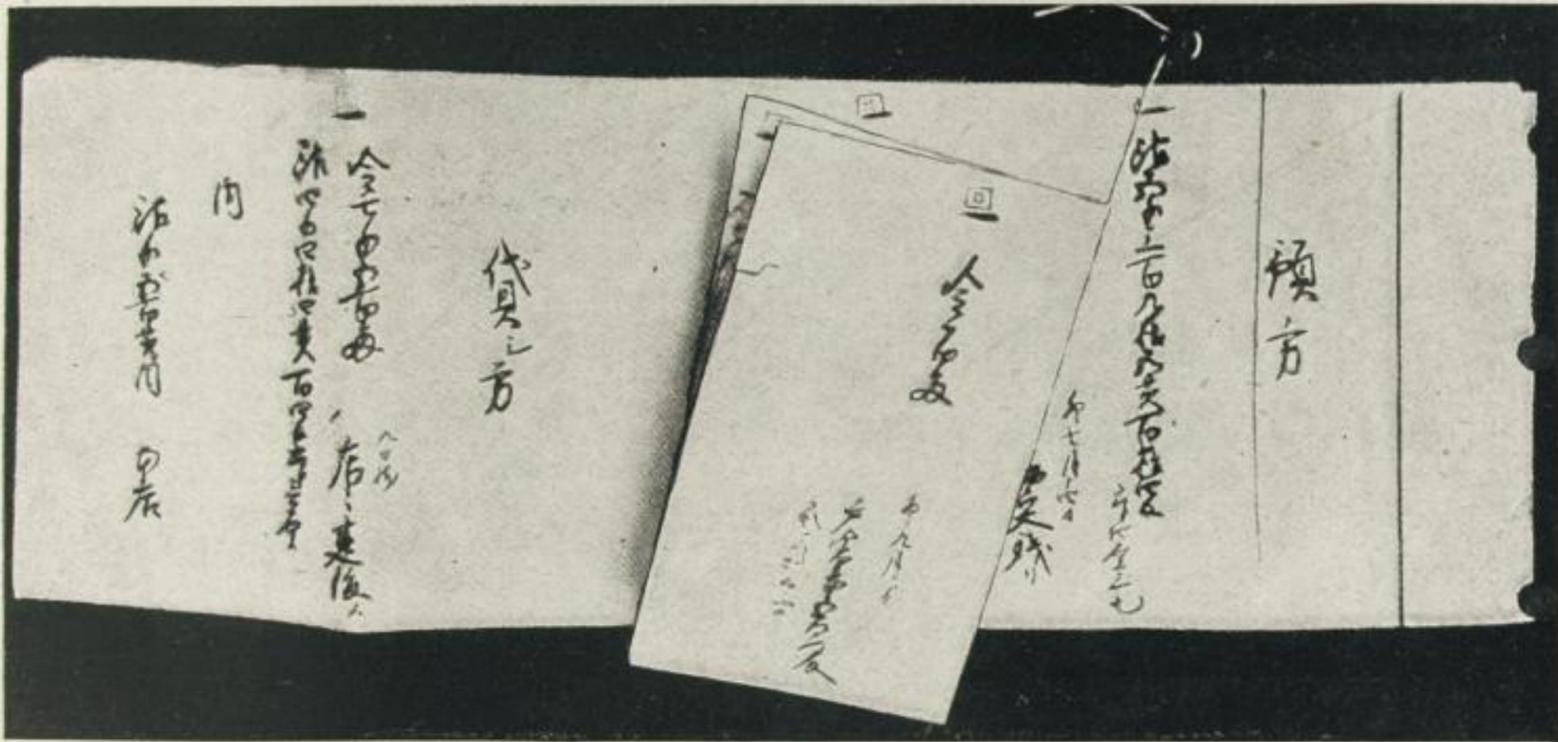
Lange, ehe man im Osten etwas von doppelter Buchführung wußte, führten Mitsui & Co. ihre Bücher nach diesem System. Die Geschäftsbücher, die seit dem 17. Jahrhundert in lückenloser Reihenfolge im Familien-Museum aufbewahrt werden, beweisen es.

Das Hausgesetz der Mitsui,

das von Hachirobei stipuliert worden ist und seitdem nur wenige Änderungen erfahren hat, warnt nicht nur vor ernsteren Zerwürfnissen zwischen Familienmitgliedern, die den Ruin des Hauses Mitsui herbeiführen könnten, sondern auch, — ein stark moderner Einschlag — vor allzu großer Vermehrung! „Jedes Übermaß schadet“, heißt es an dieser Stelle, und „Über-Expansion hat Unfrieden und Mißhelligkeiten zur Folge“. Der Familienrat, dem stets der jeweils Älteste der Familie vorsitzt — jetzt ist es Baron Mitsui Hachiroemon —, und dem in Streitfällen weitgehende Befugnisse eingeräumt sind, hat auch über Heiraten von Familienmitglie-

dern zu entscheiden, nicht etwa der Heiratslustige selbst oder dessen engere Familie. Hat der zur Anwartschaft auf die Familie vorgeschlagene „Outsider“ in einer langen Prüfzeit, die er wie Jakob abzudienen hat, seinen Wert erwiesen, so hat der Familienrat über seine Zulassung in die Familie der Mitsui zu entscheiden. Der Begriff der Scheidung einer Ehe ist bei den Samurai, den Oberen Vierhundert Japans, zu denen ja die Mitsui zählen, unbekannt.

Immer wieder wird zur Sparsamkeit, zur Vermeidung jedes Luxus' gemahnt und sogar betont, daß die Arbeit eines Menschen so



Die Eintragungen auf diesen Seiten entstammen einem im 18. Jahrhundert geführten Hauptbuch der Familie.

lange zu dauern hat, wie er lebt. Man solle also nicht ohne zwingenden Grund sich von den Geschäften zurückziehen und von den Renten leben.

„Erste Bedingung zum Erfolg ist Konzentration“, heißt es an einer andern Stelle. Demgemäß schicken alle Niederlassungen dieses Weltunternehmens ihre Abrechnungen ins Stammhaus nach Tokio.

Außer den strikten Maßnahmen, die in den erwähnten Fällen von dem Familienrat für bzw. gegen die einzelnen ergriffen werden, besteht eigentlich über jeden persönlichen Schritt, den ein Mitglied der elf

Haupt-Familien unternimmt, eine gewisse Kontrolle durch den Familienrat.

Ob die fortschreitende Europäisierung oder vielmehr Amerikanisierung Japans ohne Einfluß auf die konservative Struktur des Welthauses der Mitsui bleiben wird, ist wohl zweifelhaft. Die Macht der Entwicklung, die stärker ist als jede Revolution, kümmert sich nicht um Völker und Staaten, geschweige denn um einzelne Geschlechter. Jedenfalls bietet die Mitsuifamilie einen besonderen geschichtlichen und individuellen Reiz, auf dem ein asiatischer Schimmer ruht.

(Nach dem Englischen von H. Hirschbach.)



Gold- und Silbermünzen, die nach Gewicht bewertet und von Hadzirobei I, dem Begründer des Bankhauses der Mitsui, vor 300 Jahren benutzt wurden.



Der Melancholiker:

Englischer Bluthund

Hundemoden

Von Paul Haase

Es ist nur gut, daß die Hunde nicht wissen, daß sie der Mode unterworfen sind. Heute ist der krummbeinige Teckel, morgen Schnauzer Trumpf, übermorgen Bologneser. Wenn der Hund den Begriff Mode kennen würde, die Seele würde er sich aus dem Leibe heulen. Der Hund kommt manchmal gar nicht dazu, die treue Hundeseele zur Entfaltung zu bringen, kaum ist er im Begriff, es zu tun — ist er auch schon aus der Mode.

Mode war einst unser liebes, freches Krummbein, der Dackel; üble Nachrede wurde ihm, man sagte ihm nach, er wäre aus Prinzip unfolgsam und dickköpfig — ist gar nicht wahr —, meine Teckel kamen — beinah jedesmal, wenn ich piff. Der gute, dicke Mops, der Freund einsamer alter Jungfrauen, seine Existenz liegt bereits so weit zurück, daß man sie ohne weiteres in die prähistorische Zeit verlegen kann. Und so ist es der deutschen Dogge, dem Leonberger,



Westhighland-Terrier

Phot. Schenker

Hunde von gestern,

die von ihrem Glück nicht wissen, daß sie nicht mehr modern sind.

*



Der Dackel:

Der leicht beleidigte, aber trotzdem sehr philosophisch veranlagte Begleiter aller Förster, der entweder auf den Namen „Waldmann“ oder „Männe“ hört, aber häufig nicht darauf reagiert.



Der Mops:

Eine aussterbende Rasse.

*

Der Terrier:

Der Humorist unter den Hunden.

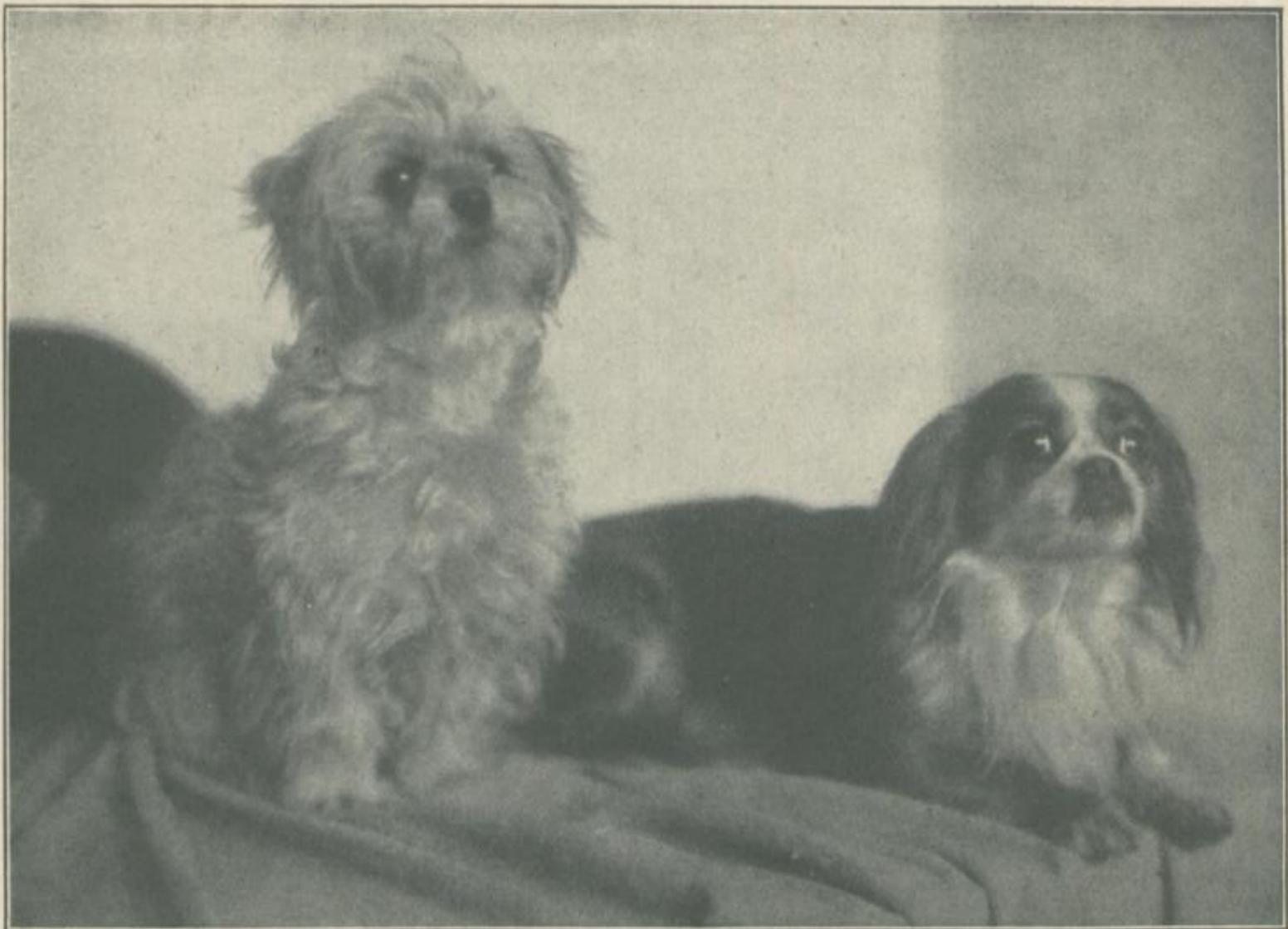


Phot. C. Reiß

— und von heute



Modehunde: Französische Bulldogge (Besitzerin: Pola Negri)



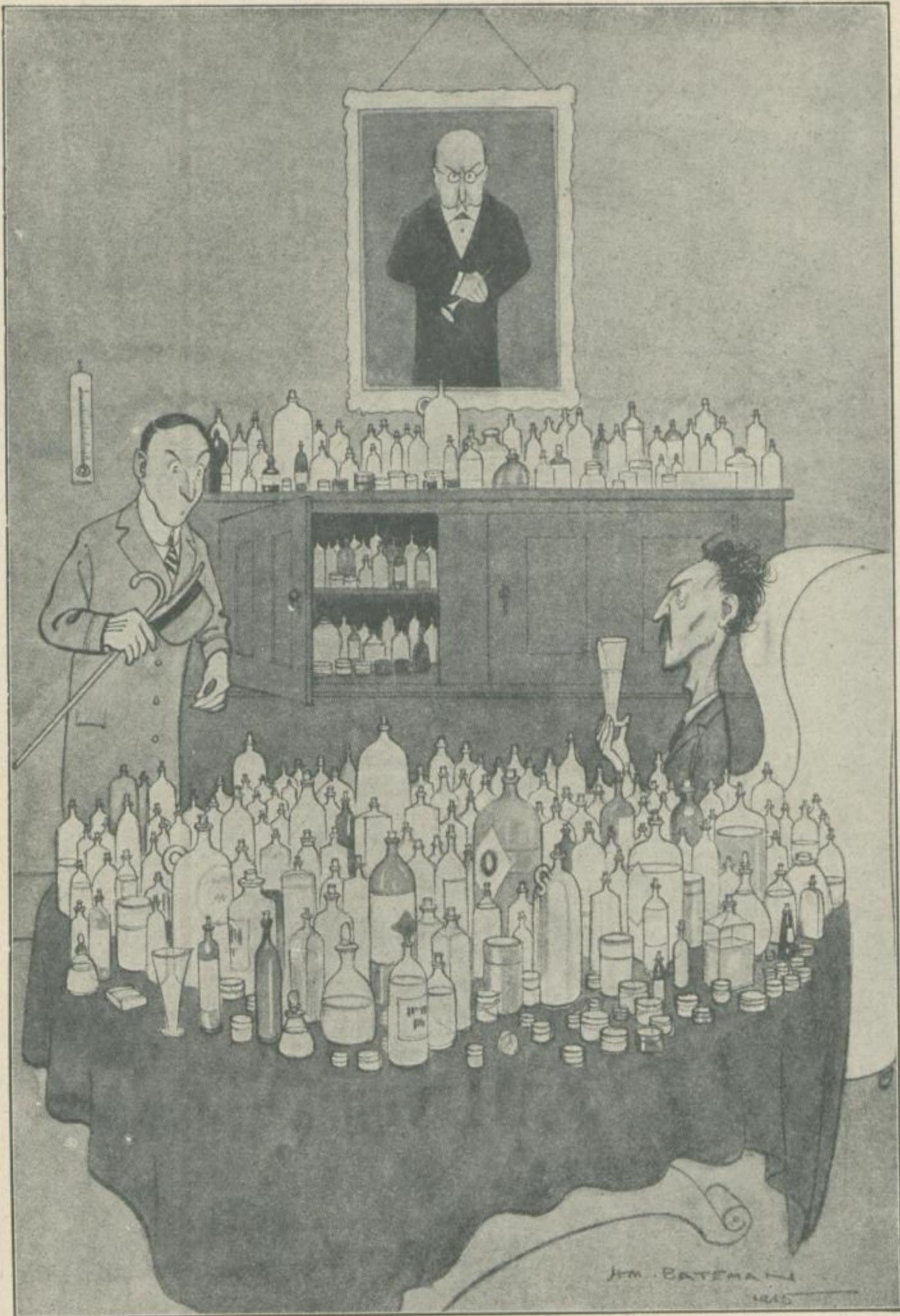
Modehunde: Malteser- und Palasthündchen

Phot. N. & C. Heff

dem Bernhardiner, dem Dalmatiner, so ist es dem weißen Fuhrmannspitz ergangen; um ihn ist es wirklich schade, er war wohl der Hund, der nur gute Hundeeigenschaften in sich vereinigte, man sollte ihn wieder züchten. Und so ist es vielen Rassen ergangen, um einige ist es schade, um andere wieder nicht. Große Hunde sollten als Stadtmodehunde nicht in Frage kommen, sie fallen sich selbst und dem Besitzer zur Last.

Den russischen Barsoi, der seiner unvergleichlichen Schönheit wegen heute immer noch Modehund ist, sollte man nur auf dem Lande halten, er braucht Bewegung, viel Bewegung, sonst verkümmert er (siehe die Berliner Stadtexemplare). Nur kleine Modehunde eignen sich für die Stadt. Die kleinen Wachtelhundrassen, Blenheim, King Charles, Prince Charles und Ruby sind reizende Tierchen und werden, da sie schön und charaktervoll zugleich sind, wohl nie aus der Mode

kommen. Übrigens sind sie alten Geschlechts. Rehpinscherchen, Griffon, Malteser, Bologneser, alte, z. T. überzüchtete Rassen werden ebenfalls voraussichtlich Mode bleiben. Schade, daß der schneidige Fox, kurz- sowohl wie drahthaarig, mehr und mehr verschwindet — gute Hunde sind es, gehören eigentlich, da sie lebhaft und scharf sind, nicht in die Stadt. England hat uns Skotch- und Skye-Terrier beschert. Der Schotte ist augenblicklich große Mode, man sieht ihn häufig. Airedale-Terrier, der deutsche Schäferhund und der Dobermann, sie gehören in die Klasse der Gebrauchs- und Wachhunde, werden, solange es Verbrecher gibt, auch Modehunde bleiben. Und so gibt es die Spanielarten, kleine Jagdhunde, klug, schön und treu. Zum Schluß — ob Mode- oder Nichtmodehund —, Hunde werden das, was man aus ihnen macht, wie der Herr, so das Gescherr, sie werden auf Wunsch gut, aber auch Verbrecher.



Zeichnung von Bateman

Der Hypochonder.



Trumpf-As!

Zeichnung von Bateman

Wie haben Sie Ihre Frau kennengelernt?

Von Fritz Zielesch

Seit Adam und Eva von dem vielgerühmten Apfel aßen, ist die Welt ein einziger großer Reklambetrieb. Man verdeutsche sich zu dieser Erkenntnis nur das Wort Reklame: Werbung!

„Und Sie, Frau Müller? Wie haben Sie Ihren Gatten kennengelernt?“ — „Ach, das kam ganz zufällig! Mein Bruder Max lernte Egon zufällig im Zoologischen Garten kennen. Eines Tages trafen wir zufällig auf dem Anhalter Bahnhof zusammen. Zufällig lauteten unsere Platzkarten auf dasselbe Abteil. Und dann der größte Zufall: Egons Reiseziel war das gleiche Hotel in der Bastei, wo wir Zimmer bestellt hatten. Es war eine rechte Fügung!“

Herr X. kennt diese „Zufälle“ alle sehr genau. Sie liefen an Fäden, die er in Händen hielt. Sie kennen doch Herrn X.? Den berühmten Heiratsvermittler? Herr X. ist der größte Reklamefachmann auf dem Gebiet der Liebe und alles dessen, was sich so nennt. Wenn man hört, daß sich in seinem Vorzimmer zu Berlin W. täglich bis zu 25 Heiratslustigen einfinden, jährlich also nahezu 9000, dann wird es einem der Takt künftig verbieten, die Frage zu stellen: „Wo haben Sie Ihre Frau kennengelernt?“ Allerdings schickt Herr X. den weitaus größten Teil der

Hilfesuchenden wieder fort. Er ist ein Menschenfreund. Nur gutes Material wird hier vermählt. Und er kann sich diese Auslese leisten, denn er erhält bei erfolgreicher Tätigkeit zwei Prozent vom Vermögen des beschafften Ehepartners als Provision. Man würde aber fehlgehen, wenn man hieraus auf eine vorwiegend materielle Einstellung seiner Klienten schließen wollte. Tröstet euch, ihr „feingebildeten, aber vermögenslosen“ Mädchen! Viele, sehr viele Männer legen auf Mitgift gar keinen Wert! Die Listen des Herrn X. enthalten z. B. den Namen eines bekannten Reichstagsabgeordneten, der es sich in den Kopf gesetzt hat, durchaus ein ganz und gar armes Mädchen glücklich zu machen.

Verschlungen und wunderbar sind die Wege der Reklame des Herrn X. Da erscheint eines Tages Fräulein N. Sie „erseht Neigungsehe mit älterem vermögenden Herrn“. Herr X. befragt seine mit Präzisionstechnik arbeitende Auskunft und sagt Fräulein N. auf den Kopf zu, daß sie seit 20 Jahren Hausdame bei dem Millionär A. ist. Sie

wird bleich, sie wird rot, sie gesteht. Und Herr X. überlegt den Fall. „Neigungsehe?“ denkt er. „Was sich zwanzig Jahre lang kennt, gehört doch wohl zusammen?“ Er denkt und — lenkt. Allerlei Personen, von seiner weisen Hand geführt, treten zwischen Fräulein N. und Herrn A. Eine große Kabale wird gesponnen, und siehe, mit der aufflackernden Eifersucht bleibt auch ein neuer Liebesfrühling nicht aus. Das Ende vom Liede? Herr A. heiratet endlich seine Hausdame, Fräulein N. (Das Ende? Nein, das Ende vom Liede ist: Fräulein N. weigert sich, die Gebühren zu bezahlen. Und das Gesetz steht ihr bei. Den Gesetzgebern gilt die Ehevermittlung offenbar soviel wie etwa das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz: Heiratsprovisionen dürfen nicht eingeklagt werden!)

„Wie haben Sie Ihren Gatten kennengelernt?“ Oftmals wissen die Ehefrauen nicht, daß ihr Bund im Vorzimmer des Herrn X. ge- oder wenigstens beschlossen wurde. Kürzlich erschien bei ihm eine Witwe. Erst aus den nachgelassenen Papieren des Ehemannes hatte sie das Geheimnis ihrer „zufälligen“ Bekanntschaft mit ihrem Gatten erfahren. Nun ist das Trauerjahr um. „Er war ein guter Mann, Herr X., bitte noch einen!“

Solche „Nachbestellungen“ sind gar nicht so selten, und in manchen Familien ist Herr X. sogar schon in zweiter Generation tätig. Einst durch ihn beglückte Mütter schicken ihm ihre heiratsfähigen Töchter. Es hat Sinn, wenn er seinen Klienten beim Abschied zuruft: „Auf Wiedersehen!“

Manchmal wissen die weiblichen Heiratskandidaten nichts von den schwarzen Plänen, die ihre Verwandten mit Herrn X. spinnen. Manchmal tun sie auch nur so, als wüßten sie nicht, wie wohlberechnet und verabredet es ist, wenn sie nach einer Autotour mit ihrer Familie an dem bestellten Tisch eines Restaurants mit einer anderen Familie zusammentreffen, der aus Versehen der gleiche Tisch zugewiesen wurde und die „zufällig“ einen netten heiratsfähigen Sohn bei sich hat.

Die moderne Frau streift alle Bedenken gegen die Ehevermittlung ab. Sie macht sich keine Illusionen über die verschiedenen

Triebkräfte, die Mann und Weib zusammenführen. Reklame hier und da! Was der Nachtigall, dem guten Mond, der Baumblüte und sonstigen poetischen Heiratsvermittlern recht ist, darf Herrn X. durchaus billig sein. Es ist keine Ausnahme mehr, daß selbstbewußte junge Mädchen zum Heiratsvermittler kommen. „Meine Freundin hat durch Ihre Vermittlung einen Mann bekommen. Er ist ein prächtiger Mensch. Mir bitte auch so einen!“ Oder ein anderer für das moderne Mädchen typischer Fall: „Mein Vater will mich verheiraten. Ich habe zwar nichts gegen seinen Favoriten einzuwenden und habe keineswegs etwa einen heimlichen Geliebten. Aber ich bin ein selbständiger Mensch und will mir meinen Mann selber besorgen!“

Und dann kommen Werbehelfer, die noch ihren besonderen Nebenzweck verfolgen, Seelsorger aller Konfessionen, die für ihre Schäfchen den rechten Partner suchen.

Die beste Reklame aber bleibt wirkungslos, wenn das Objekt nichts taugt. Ein Ehevermittler läuft sich für den Grafen Soundso „die Hacken ab“. Aber der Edelmann findet nirgends Gegenliebe. Und eines Tages reißt ihm der Geduldsfaden. Er telephonierte seinen Vermittler an: „Sie unverschämter Patron! Warum will mich denn keine heiraten? ...“

Und er geht hin und versucht es mit einem Inserat. Vielleicht wird er nun Erfolg haben. Heiratsanzeigen sind für viele boshafte Gemüter ein Born ungetrübter Heiterkeit. Aber es geschieht ein Wunder. Jedes noch so unsinnige, unfreiwillig komische, sentimentale oder durchsichtig eigennützige Heiratsinserat wird seine begeisterten Leser finden. Sie werden sich in Scharen melden, der „tüchtige, erfahrene Reisende, der in eine erstklassige Existenz mit hohem Mindesteinkommen einheiraten will“ — widerwärtiger Schacher mit einem Menschenleben —; die „herzensgute, gebildete Dame mit eigenem Kunstbesitz, die einen Gentleman ersehnt“ — wo er's schon selber sagt! —; und der „Herr mit ernstem Vorkriegscharakter“ ...

Der Menschenkenner wird im Heiratsanzeigenteil der Blätter Stoff genug zum Deuten finden. Sein Blick fällt auf folgendes Inserat:



Großkaufmann,

Inh. eines alt., eingef. Engr.-Gesch. d. Prov. Hann., m. gr. Eink., Freid., 36 J. alt, 1,60 Met. gr., angenehm. Auß., gef., a. erst. Fam., w. sich mit junger Dame mit gut. Figur, angen. Ausßer. u. mit größ. Barvermögen zu verheiraten. Off. m. Bild u. an die Exped. dieses Blattes.

Dieser Mann ist sehr zu seinem Nachteil sein eigener Werbechef. Sonst müßte er sich sagen, daß soviel gebührensparende Abkürzungen bei einer so wichtigen Angelegenheit einem „Großkaufmann“ weder anstehen noch Vertrauen verschaffen können.

Eine ständige Erscheinung unter diesen Anzeigen ist der Mann mit dem Wörtchen „von“ vor dem Namen, der daraufhin glaubt, Anspruch auf eine vermögende Ehefrau zu haben:

„Nein, leider nein, Grafen sind momentan garnicht gefragt.“

Adeliger Herr,

35 J., gr. schl. Fig., weltber., Sprachen, Kaufm., ohne Vermög., sucht vermögende Dame, Konf. gleichgült., zw. Heir. Diskr. Ehrensache. Offerten unt. . . . an die Exp. d. Bl., Tauenkienstraße 2.

Auch die unfreiwillige Komik fehlt in diesem vielgelesenen Teil der Blätter nicht, etwa wenn jemand für seine beiden Nichten „selbständigen Akademiker oder Kaufmann“ sucht. Oho, mein Herr, solches wäre Bigamie! Im allgemeinen überwiegt aber leider in den Heiratsanzeigen der brutalste Geschäftsgeist, und die in der Titelzeile als „Idealheirat“ gesuchte Verbindung entpuppt sich gewöhnlich sehr schnell mit der Forderung nach „mindestens 500 Mille Mitgift“ als letzter Hilfeschrei eines Bankrotteurs. Handel und Industrie preisen oft Werte, die nicht vorhanden sind, aber die Reklame des Menschenherzens ist voller Pferdefüße wie keine Industrierekame.

Im übrigen ist das ganze Gebiet der Beziehungen zwischen Mann und Weib ein großer Reklamerummel. Ist es nur Reklame, wenn jemand sein zwar leeres Portemonnaie, aber um so volleres Herze in den Zeitungen anpreist?

Und wer macht die stärkere Reklame, die stärkere „Werbewerbung“, der Mann oder das Weib? Von Frau Potiphar bis zur Kaiserin Katharina gibt es unter den Frauencharakteren unzählige, denen das Werben angemessener ist als das Umworbenwerden. Und neben den Schwächlingen und Pantoffelhelden, die sie leicht erbeuten, gibt es viele Männer, die der Frau gegenüber nur zu leicht ein Opfer des Anstandsgefühls werden. Das ist ein merkwürdiger psychologischer Vorgang. Trifft einen solchen Mann der interessierte Blick einer Frau, so würde er peinvoll befürchten, sie zu kränken, wenn er ihn nicht erwiderte. Und selbst wenn ihn die nähere Bekanntschaft mit jener Frau enttäuscht, mag er nicht von dem einmal beschrittenen Wege abweichen. Er will nicht als Schürzenjäger gelten. Er fühlt sich — nur um die Frau nicht zu beleidigen — zum ersten Kuß im Mondenschein verpflichtet. Das Milieu und die sichtliche Bereitschaft der Frau zwingen ihn dazu. Und eines Tages wird er von dieser seltsamen, aus dem Negativen wirkenden Werbekraft nicht kränken könnenden Feingefühls in eine ungewünschte Ehe getrieben.

Auch der Mann ist, oft ohne es zu wissen, ein großer Reklameheld seiner selbst. Viele Männer stellen mit oft geschickt verborgener Eitelkeit, etwa einer betonten Zurückhaltung, ihre Vorzüge aus. Reklamewirkung haben vor allem die großen physischen und geistigen Leistungen. Eine Armee von Frauen verfolgt siegreiche Boxer und Sportsleute mit Anträgen. Eine kleinere Armee setzt sich auf die Spuren von Sängern, Dichtern und sonstigen Künstlern. Und die Werbewirkung der geistigen Leistung kann so stark sein, daß die Liebende selbst körperliche Fehler des Geliebten übersieht oder — man lese bei Stendhal über „Kristallbildung“ nach — sogar in ihre entflammte Leidenschaft einbezieht. Wo hört hier das „normale Empfinden“ auf? Keine Morallehre, keine Philo-

sophie, kein gesellschaftliches Diktat, keine Drohung kann verfangen, wenn die Reklamewirkung eines Menschen auf einen anderen überstark ist. Er ist der „Unwiderstehliche“.

Reklame ist alles, was einen Menschen beim anderen anzieht, Reklame ist deine Stimme, dein Gang, die Linie deiner Nase, der besondere Duft deiner Haut. Alles wirbt für dich dort, wo der rechte Partner die Sinne öffnet. Die Reklame der menschlichen Erscheinung, die Reklame der Erotik wendet sich nicht „an alle“, sondern nur an diejenigen, die entsprechenden Sinnes sind. „Wie lernten Sie Ihre Frau kennen?“ — „Ich hörte ihre Stimme im Telefon. Da wußte ich: die oder keine!“ — „Wie lernten Sie Ihre Frau kennen?“ — „Wir saßen in dem gleichen Bureau. Ich lernte ihre berufliche Tüchtigkeit kennen. Nun ist sie meine Geschäftsführerin?“ Und wenn der eine Mann entzückt der Reklame einer eleganten Erscheinung verfällt, beugt sich der andere vielleicht der Reklame einer besonderen Einfachheit. Der dritte mag von der sehnigen Kraft einer Tennisspielerin hingerissen sein, während der vierte von der mütterlichen Wärme einer Kindergärtnerin angezogen wird. Und wie oft sind es nur äußere Dinge an Mann oder Weib, die den Partner „auf den ersten Blick“ besiegen, ein Hut oder eine Gürtelschnalle, ein Handschuh, eine Krawatte, ein Haarschnitt. Sind diese vielen, vielen Menschen, die auf dem Weg über einen solchen Eindruck zur Liebe kommen, Fetischisten? Sind sie abseits des „Normalmenschen?“ Das Urteil der Öffentlichkeit ist hier oft gedankenlos und eng. Manch einer glaubt pessimistisch, wir hätten alle einen „Knax“. Aber wenn alle einen Knax haben, jeder den seinen, ist es dann noch einer? Lernen wir den strömend übervollen Reichtum der Natur deuten und achten, dann wird die Reklame der menschlichen Erscheinungen, ihrer Gesten und Eigenheiten, das Unheimlich-Geheimnisvolle verlieren und man wird ihr mit humorvollem Gleichmut gegenüberstehen: der ältesten, durchgebildetsten, raffiniertesten und unberechenbarsten Reklame jener Welt, in der es Männchen und Weibchen, in der es Mann und Weib gibt.

Indische Perlen-Lotterie

Von Richard Katz

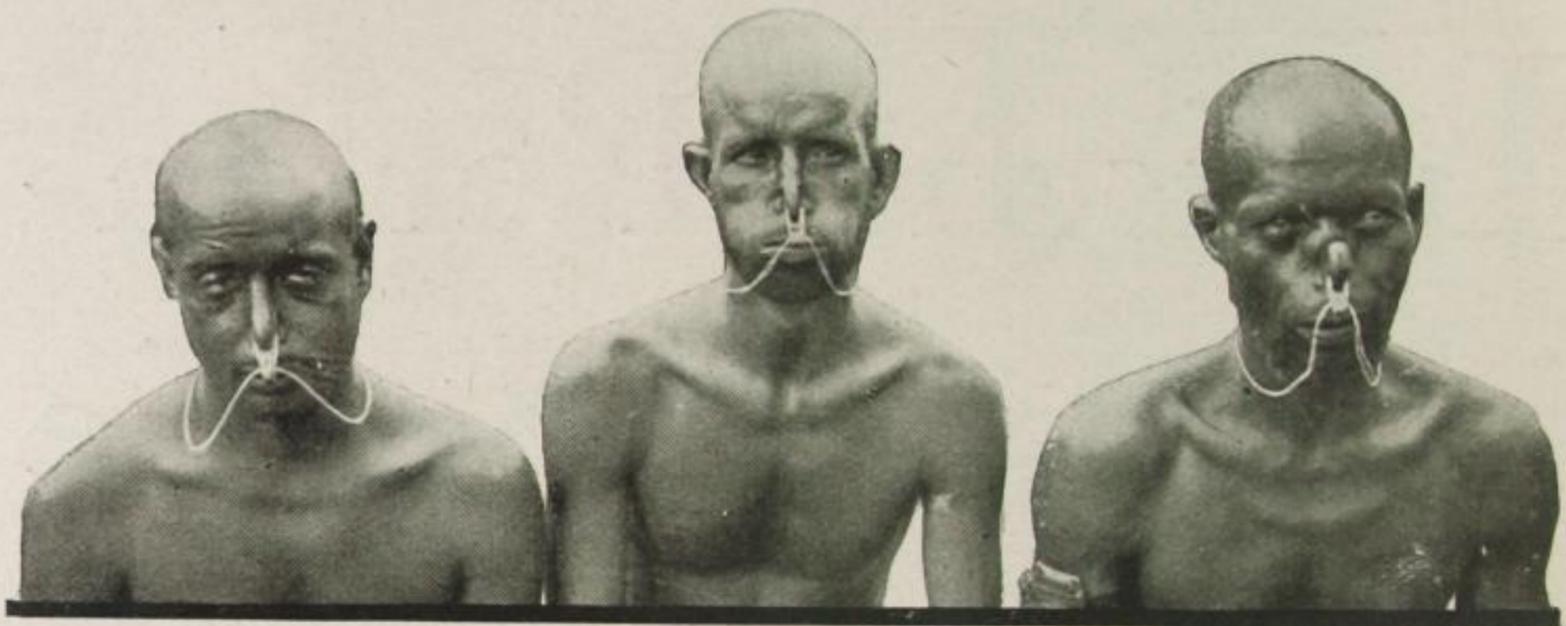


Phot. Plâté, Colpetty (Ceylon)

Ein Glücklicher . . .
Betrübte Gesichter der Muschelkäufer
sind aber viel häufiger

Das englische Gouvernement von Ceylon, dem die Bänke der Perlaustern gehören, hatte den Muscheln siebzehn Jahre Ruhe gegönnt. Seit 1908 ließ es sie wachsen und — so hoffte man — Perlen ansetzen. Es galt, den Raubbau wiedergutzumachen, den eine englische Pachtgesellschaft 1903 bis 1908 mit dieser ergiebigsten Perlenfischerei der Erde getrieben hatte. Das Jahr 1925 sollte den Rekord der 40 Fischzüge bringen, die das englische Gouvernement in den 128 Jahren seiner Herrschaft veranstaltet hat, mindestens aber sollte es das Jahr 1905 erreichen, das 82 Millionen Perlaustern gebracht hatte.

Doch beim Perlenfischen kommt es nicht nur auf die Absichten des Gouverneurs, sondern auch auf die der Perlaustern an, und die lassen sich nicht so leicht kommandieren wie die braunen Eingeborenen. Sie setzen ihre kostbaren Gallensteine an, wann es ihnen paßt. Die Fischerei dieses Jahres — die eben nach einigen dreißig Tagen zu Ende gegangen ist — war eine große Enttäuschung. Nicht so sehr für die Regierung wie für die Käufer. Das Gouvernement nämlich weiß sich zu schützen. Es nimmt zunächst einmal zwei Drittel aller gefischten Muscheln für sich in Anspruch und verkauft sie ungeöffnet, das Tausend für 40 bis 50 Rupien (60 bis 75 Mark). Da heuer etwa 18 Millionen Perlaustern gefischt wurden, blieben der



Arabische Taucher mit Nasenklammern

Phot. Platié

Regierung immerhin eine halbe Million Rupien ($\frac{3}{4}$ Millionen Mark).

Aber die Käufer machten lange Gesichter. Sie hatten die Hitze und die Unbequemlichkeit des Fischerlagers ertragen und den Gestank der verwesenden Muscheln, sie hatten ihr Tausend mühsam ausgewaschen und — fast keiner fand Perlen. Wer ein paar ganz kleine abkriegte, die seine Spesen deckten, galt schon als beneidenswert. Große, wirklich kostbare Perlen waren diesmal außerordentlich selten (die schönste brachte 2000 Rupien oder 3000 Mark). Wie gesagt, die meisten fanden nichts, rein gar nichts.

Nun muß man aber wissen, daß eine Perlenfischerei in Ceylon die volkstümlichste und aufregendste Lotterie ist, die man sich vorstellen kann. Auch wer kein Geld zu der teuern Bootsfahrt nach Marichchukkadi hat, kann bei der Regierung tausend Muscheln bestellen; sie werden ihm ungeöffnet ins Haus geliefert. Die Allerärmsten kaufen wenigstens eine **K**onservenbüchse voll mit zwanzig Stück. Da gibt es kaum ein Haus auf Ceylon und sei es auch dürftig aus Lehm gebaut und mit Palmenwedeln gedeckt, das im letzten Monat nicht nach Muscheln gestunken hätte. Also ist jetzt die Stimmung in ganz Ceylon flau, und die Singalesenblätter wettern gegen das Hasard der Regierung. Diese informierte die englischen Zeitungen der Insel mit einer nicht unwitzigen

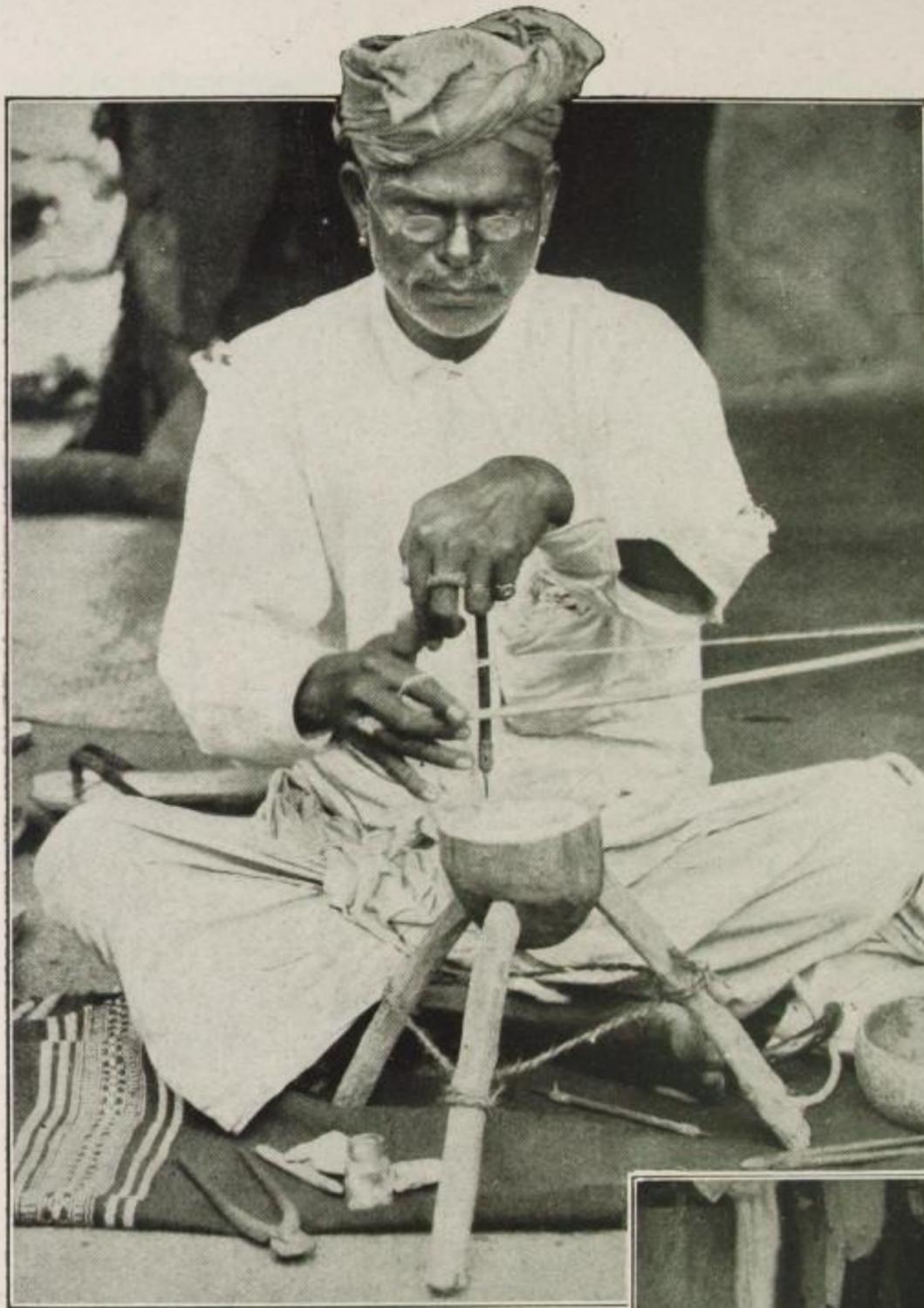
philosophischen Betrachtung: „Ist nicht alles im Leben Hasard? Von der Geburt bis zur Heirat und bis zum Tode? Ist es kein Hasard, ein Auto zu besteigen (wie manchen hat es schon ins Spital gebracht statt in die Wohnung)? Sind nicht die größten geschäftlichen Unternehmungen Hasard? Und da sollte ausgerechnet die Perlfischerei von Ceylon kein Hasard sein?“ — Die armen Eingeborenenblätter waren dieser europäischen Dialektik nicht gewachsen und schwiegen betrübt still.

Und dabei hatte sich doch ganz Ceylon so auf die Perlfischerei gefreut. Die Küste gegenüber den Muschelbänken, die sonst so ziemlich der trostloseste sandige Fleck dieser gesegneten Insel ist, trug diesmal eine größere Zelt- und Hüttenstadt als je zuvor. Wohl dreißigtausend Besucher waren gekommen, und sie machten ein Spektakel, als ob es mindestens dreimalhunderttausend gewesen wären. Jedes Segelboot war mit Passagieren vollgepackt und mit Polizisten dazu (denn auch die Diebe aus Ceylon und Südindien kommen gerne zur Perlfischerei). Nur die Taucher waren ziemlich spärlich; die meisten hatten wohl in den siebzehn Ruhejahren ihr Gewerbe verlernt. Statt der zweitausend, die das Gouvernement bestellt hatte, fanden sich kaum zwölfhundert ein, und Regierungsdampfer mußten Nachschub aus Südindien und aus dem Somalilande holen. Die



Familien-Taucher fertig zum Start

Phot. Plâté, Colpetty (Ceylon)



Phot. Plâté, Colpetty (Ceylon)

Die Perlen werden von den Käufern sofort an Ort und Stelle gebohrt

Eingeborenen Ceylons eignen sich nämlich nicht so gut zum Tauchen wie die Südinder und die Araber. Für die Arbeit in fünf bis neun Faden Meerestiefe sind die Singalesen Ceylons zu schwach, und auch die kräftigeren Tamilen stehen den arabischen Tauchern weit nach.

Es handelt sich nämlich nicht nur darum, mit dem Steingewicht unter den Füßen in die Tiefe zu sausen und dort zwei Minuten lang Muscheln aus dem lockern Schlamm in den Korb zu sammeln. Der Taucher muß in dieser

beträchtlichen Tiefe auch die Auswahl der größten Perlaustern treffen, und er muß ferner bereit sein, sich gegen Haifische zu wehren. Das erfordert besondere Schwimmkunst, denn der Haifisch ist mit dem Tauchermesser nur an seinem weichen Bauche verwundbar. Der Mann muß abwarten, bis sich die Bestie auf den Bauch wirft, um zuzuschnappen, und in diesem knappen Augenblick muß er ihr das Messer in den Leib rennen. Die diesjährige Perlfischerei war auch für die Haifische eine Enttäuschung. Sie kriegten keinen einzigen Taucher, verloren aber in den unterseeischen Duellen elf tüchtige Fresser. Das einzige



Phot. Plâté

Indische Händler beim Sortieren und Abschätzen der Perlen

Todesopfer der Taucher war diesmal ein Araber aus dem Somalilande, der auf dem Meeresgrunde in Meinungsverschiedenheiten mit einem Tamilen geraten war und infolgedessen mit durchstochener Brust nach oben schwamm. Der Tamile behauptete zwar, er habe den Nachbar für einen Haifisch gehalten, aber die Polizei nahm ihn trotzdem fest.

Nach nicht viel mehr als einem Fischereimonat, den ein vorzeitiger heftiger West-Monsum erschwerte, ließ der Regierungsdampfer abblasen. Unter sehr kräftigen Flügen der Käufer, die keineswegs auf ihre Kosten gekommen waren und jetzt zweihundert Rupien für den Rücktransport zahlen mußten (denn die Perlbänke liegen außerhalb jedes Verkehrs und die Bootsbesitzer nützten die Konjunktur), unter nicht minder heftigen Verwünschungen der Taucher-Scheiks, die mit ihrem Beute-Drittel auch nicht viel mehr hatten als perlenloses Muschelfleisch, und schließlich unter dem Gebrüll der Taucher, die gerade einen kleinen Streik geplant hatten, um ihre Löhne zu bessern, schloß die Perlenfischerei 1925 weit

unter dem Durchschnittsergebnisse früherer Jahre. Die provisorische Stadt am Meeresufer verschwand so rasch, wie sie entstanden war, und nur die Möwen und Krebse, die nun wieder das Terrain beherrschen, haben eine reine Freude; sie schwelgen in verwesendem Muschelfleisch.

Die Regierung will den Perlaustern jetzt mindestens acht Jahre Zeit gönnen, denn so lange braucht die Muschel, bis sie erwachsen ist und rechtschaffenen Perlen ansetzt. Auch wird es wohl ebensolange dauern, bis die Ceylonesen vergessen haben, daß 45 Rupien ein ganz schöner Preis für tausend leere Muscheln sind...

*

Der Weg der Perle von der Muschel bis zum Juwelier in der Rue de la Paix, der Fifth Avenue oder dem Schmuckkästchen einer amerikanischen Milliardärin wäre ein Thema für einen Balzac. Da aber ein Balzac einmal in Jahrhunderten geboren wird, so wird wohl dies Thema eher vom Kurbelkasten aufgefangen und dargestellt werden.



Phot. Platié

Eine ausgewachsene
siebenjährige Perlernauster

Tücken des Objektivs



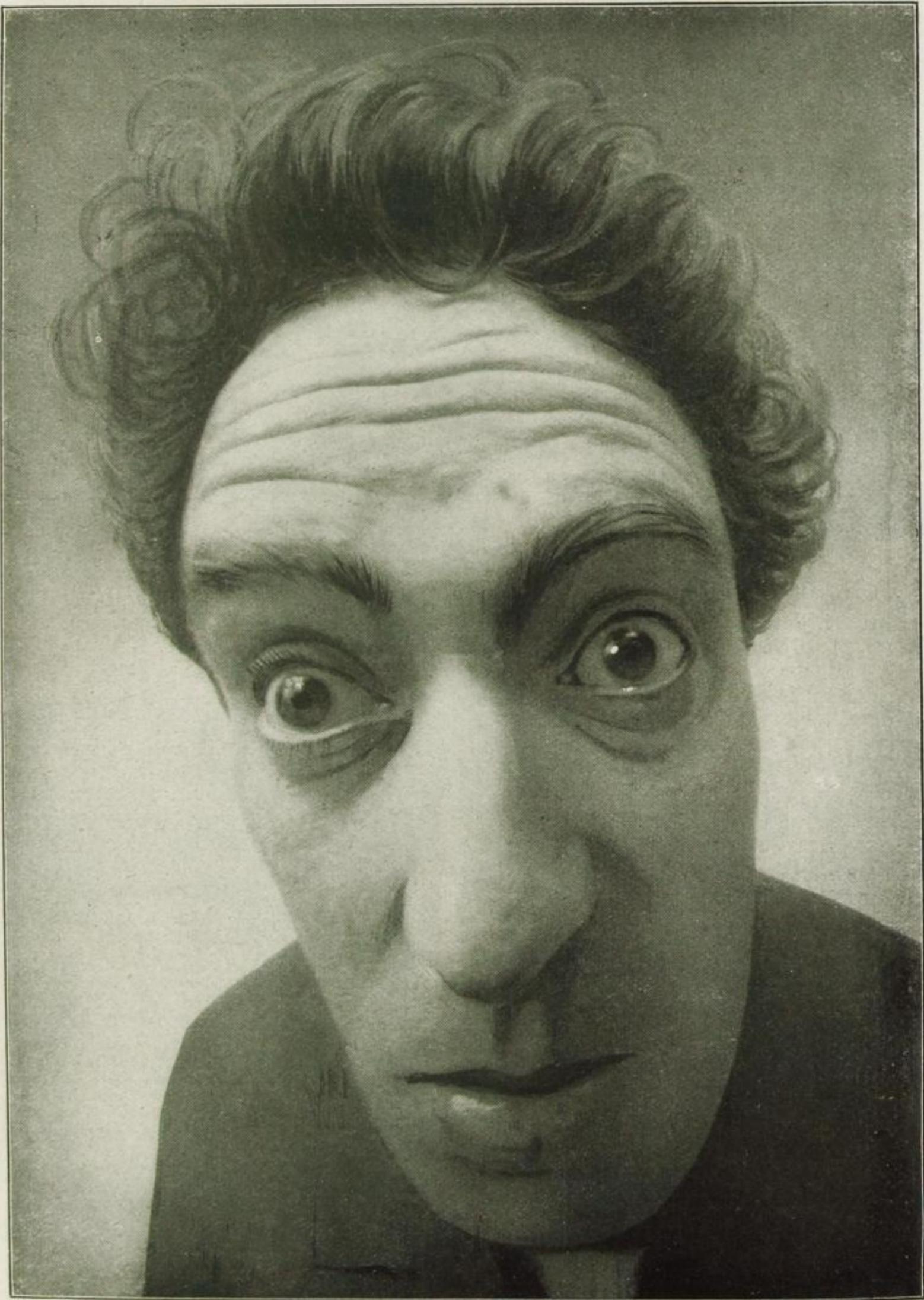
Bei jeder Aufnahme muß der richtige Moment abgewartet werden. Hier rechts hat der Photograph zu früh geknipst.



Phot. Sennecke



Auch die schönste Aufnahme wird vernichtet, wenn man die Platte am warmen Herd trocknet.



Tücken des Objektivs: Ein Wunderwerk von falscher Perspektive.



Jede Aufnahme
erfordert eine neue
Platte —

weil man sonst die
merkwürdigsten Über-
raschungen erleben
kann.



Wenn man nicht den Bildsucher benutzt kann es die größten Enttäuschungen geben.

FILMSCHAUSPIELER

AUF REISEN

Von
Jakob Tiedtke



Phot. Klein-Rogge

*Ich der alte Jakob Tiedtke
aus der Hasenheide an Berlin*

Lieber Uhu, wenn du mir versprichst, mich der Film-„Branche“ nicht zu verraten, will ich dir ein Geständnis machen: Als ich in Madrid, in der Garderobe der Stierkämpfer, mich mit den Banderilleros zusammen schminkte, während diese sich für den Kampf zurechtmachten, hatte ich ein befriedigendes schönes Gefühl. Ich, der alte Jakob Tiedtke aus der Hasenheide zu Berlin, sah so etwas wie einen Jugendtraum erfüllt. Als ich dann inmitten der Mahalla (Reiterei) des

Kalifen von Tetuan eine Fantasia richtig mitreiten durfte und mir die braunen Kerle ihre Flinten dicht vor der Nase abknallten, hatte ich ein noch schöneres Gefühl. Als ich in einer richtigen Sarazenenfeste an der Südküste Italiens ein paar Tage Korsar spielen durfte — — usw. Du verstehst mich, lieber Uhu, die Filmreisen brachten mir stets einen philosophischen Ersatz für nie erfüllte Jugendphantasien. Kein Mensch von einem anderen ehrlichen bürgerlichen Beruf kommt

so kostenlos an ein romantisches Abenteuerleben heran wie der Filmschauspieler, wenn er auf Reisen geht. Keiner sieht so hinter die Kulissen, lernt Land und Leute so realistisch-phantastisch kennen — durch sein Metier. Das entschädigt den deutschen Filmschauspieler für die enervierende Atelier-, d. h. Fabrikarbeit. Wie anstrengend sind auch die Gastspielreisen des Bühnenschauspielers, der nach ermüdenden Proben die Knochen für den Abend zusammenreißen muß und nach der Vorstellung oft schon im Schlafwagen weiterfährt. In alten Schauspielerbiographien liest man, wie vor Erfindung des Films die Ferienreisen der Theaterleute oft dazu benutzt wurden, sich solche spielerischen Sensationen zu verschaffen, die sich heute dem Filmschauspieler mühelos von selbst darbieten. Das, wovon ein Mitterwurzer oder Matkowsky nur träumen konnte, ist uns Filmschauspielern als realste Wirklichkeit in den Schoß gefallen.

Das ständige „Motivesuchen“ im Landschafts- und Städtebild erinnert an die Fahrten der bildenden Künstler. Hierbei erlebt man heute die komischsten Enttäuschungen. Als wir einst in der Umgebung von Triest absolut keinen charakteristischen Schiffersknecht für eine Filmszene finden konnten, erblickten wir in der Ferne plötzlich auf einem Felsvorsprung einen Burschen, der sich ganz großartig echt italienisch temperamentvoll benahm. Wir im Motorboot rasch zu ihm hin. Plötzlich hören wir berlinische Laute: „Aber ick kann doch hier nich weita, Herr Piel.“ — — Es war ein Schauspieler von Harry Piels Truppe, und hinter dem Fels stand der Operateur, der ihn kurbelte. Das erinnert mich an eine andere übermütigere Verkleidungsszene,

wobei ich die Namen der Akteure verschweigen muß — des unerwarteten Ausgangs wegen. Einst wurden in den Abruzzen wilde Räuberszenen gedreht. Dabei kamen die unbeschäftigten Darsteller auf die Idee, ihren als kühne Räuber beschäftigten Kollegen und Kolleginnen einen ordentlichen Schreck einzujagen, indem sie einen richtigen modernen Überfall auf das Filmauto inszenierten. Als die Räubersleute nach getaner Arbeit gegen Abend friedlich nach Hause fuhren, sahen sie sich plötzlich an einer Waldecke von verlarvten Banditen umzingelt, die drohende italienische Laute ausstießen. Aber schon in demselben Augenblick fielen die Schläge hageldicht auf die betrogenen Betrüger. Der Überfallplan war nämlich von dem Chauffeur verraten worden, und die Rollen der Überfallenen wurden viel ernster gespielt, als man vorbereitet war. Namentlich eine etwas dickere Dame konnte sich gar nicht genug tun, um ihrem Ehemann schlagend zu beweisen, welche Folgen dieser leichtsinnige Streich hätte haben können, und sie prügelte noch immer, als die Masken längst gefallen waren, auf ihrer schlechteren Hälfte herum.

„Solche Sorgen machen sich meine Schauspieler“, seufzte der damalige Regisseur, der schon vierzehn Tage in einem kleinen Dorf festsaß, weil „der Regen jeglichen Tag regnete“. Aber auch der sorgende Regisseur und sein technischer Stab, der den ganzen Tag auf den Beinen ist, erleben freie Stunden, die gerade sie durch den täglichen intimeren Verkehr mit der Bevölkerung nicht als Fremde genießen. Am interessantesten in dieser Beziehung waren mir immer die großen patriotischen Festtage der verschiedenen europäischen Nationen, wobei wir die Entdeckung machten, daß die Kleidung des



Falstaff im Film.

Phot. Paramount

männlichen Mittelstandes, schwarzer Bra-
tenrock und altmodischer Zylinder, in
ganz Europa vollständig die gleiche
ist, also ein Umzug der jugo-
slawischen Kriegervereine in Ragusa
sich in gar nichts von einem pom-
merschen in Stolp unterscheidet. Und
selbst in der wunderbaren märchenhaften
afrikanischen Nacht, zur Feier von Mo-
hammets Geburtstag, als der Kalif mit dem
Großwesir aus der Moschee heraustrat
auf die kleine weiße orientalische Straße:
Trommelwirbel, Sklaven und — ein rich-
tiger friderizianischer Militärmarsch be-
gleitete ihn bis zum Palast. Der spani-
sche Offizier belehrte uns —, die einzigen
Europäer, die dem nächtlichen Schauspiel
zusahen —, Friedrich der Große hätte die-
sen Marsch der spanischen Armee geschenkt.
Und dabei komme ich auf ein Thema, das
jeder Filmschauspieler, der in Spanien
war, als Haupterlebnis nach dem verlorenen
Weltkrieg nach Hause mitnimmt: diese
Deutschfreundlichkeit der spani-
schen Nation vom kleinsten Mann bis zu
den Spitzen der Behörden. Wir hatten
eine Panne auf dem Wege von Cadiz nach
Algeciras. Es war gegen Abend, wir konn-
ten schlecht sehen, die Dorfbevölkerung
stand ohne Anteilnahme in einiger Ent-
fernung von unserem Auto, nur die beiden
Gendarme in kühler amtlicher Sachlich-
keit neben uns. Auf einmal fragt der eine
unseren Dolmetscher: „Ach — sind das
Deutsche?“ — „Natürlich“, und plötzlich
ein ganz anderer geworden, schreit er zu
den Dorfbewohnern: „Aleman, Ale-
man.“ In demselben Augenblick war
das Bild verändert. Jeder lief, um irgend
etwas für uns Nützliches zu holen. Einige
steckten sofort ihre langen englischen
Wachsstreichhölzer an, andere holten
Laternen, und es war uns unmöglich,

irgend jemand ein Trinkgeld in die
Hand zu drücken. Man hatte uns na-
türlich zuerst für Engländer gehalten,
die da unten, in der Nähe von Gi-
braltar, bei den Spaniern nicht sehr be-
liebt zu sein scheinen. Als wir kurz nach
Kriegsende von unserer Marokko-Reise
nach Deutschland zurückkehrten, wurden
wir von unseren lieben Landsleuten
an der Zollgrenze nicht so freund-
lich behandelt. Nachdem man unserer
Mady Christians den ganzen Koffer
schon gründlichst untersucht hatte
und ein kleines, altes württember-
gisches Männle die stattliche Erscheinung
durchaus als Spionin feststellen wollte,
rief sie mich zum Schutz heran, der auch
ähnlich liebevoll an einer anderen Stelle
behandelt wurde. Ich hörte nur, wie Mady
energisch sagte: In dem Kuvert sind
nur Photographien aus Marokko.“ — Ah
— aus Marokko? — aus Marokko? Ah —
warum nit gar?“ Das ist dann lange
unser Schlachtruf geblieben, wenn wir
von wenig freundlichen deutschen Be-
hörden als friedliche Filmleute scheel an-
gesehen wurden. „Aus Marokko — war-
um nit gar?“

Und damit will ich auch schließen.
Was erzähl' ich da von solchen exotischen
Filmreisen? „Aus Marokko? Warum nit
gar?“ Wer Phantasie hat, erlebt die
Märchen und Visionen unserer Erde über-
all. Ein phantasiebegabter Mensch, der
seine Augen zu gebrauchen versteht und
sein Herz offen hält, vermag in der
sächsischen Schweiz die Romantik unseres
Planeten vielmehr zu genießen, als ein
Barbar auf den Südseeinseln oder auf dem
Mount Everest. Joachim Ringelnatz, der
Dichter, spielte mal in einem Atelier am
Wedding meine Großmutter. Er trug ein
rotes Kopftuch und sah verboten aus. Das



Phot. Fuglsang

Kaiser-Tietz, Mady Christians und Jakob Tiedtke in Tetuan (Marokko)

genügte aber für ihn, nicht nur in der Garderobe auf der Rückseite einer alten Speisekarte eine saftige Geschichte zu schreiben: „Wie Katteldaddeldu seinen Kindern das Märchen von Rotkäppchen erzählte“ — nein, er ging auch vom Atelier aus mit dem roten Großmutterkopftuch auf die Straße hinunter in verschiedene Kneipen am Wedding. Er erlebte da unten tolle Dinge. Der sogenannte „Komiker“ Ringelnatz sollte mal diese seine exotische Filmreise am Wedding beschreiben. Ich kenne hingegen Filmkollegen, die wissen heute von Madrid nur, wie teuer die

Stiefel in den Schaufenstern waren. Allerdings kann man ein bedeutender Künstler sein, auch wenn man für Naturschönheit und exotische Länder wenig Interesse hat. Der große Schauspieler wie der große Dichter sind Forschungsreisende der Seele, d. h. eines Gebietes, zu dem kein noch so modernes Verkehrsmittel, sei es Schnelldampfer oder Flugzeug, führt.

Nicht alle Schauspieler aber, die auf Filmreisen gehen, sind groß. Sie könnten ruhig ihr Auge, das nicht immer nach innen gekehrt ist, nach außen offen halten.



Carl Peters

CARL PETERS

DER SCHÖPFER DER

VON EMIL

Motoren angetrieben, ohne die kein Mann der Geschichte, von Alexander über Kolumbus bis zu Amundsen, ins Unbekannte vordrang: alle haben Tatkraft und Phantasie. Deshalb sind alle zugleich dem Herrscher und dem Dichter verwandt, und deshalb ist der bloße „Fachmann“ im Dienste des Reiches in Afrika immer gescheitert. Es gibt keinen Fachmann für Eroberungen, der General ist es so wenig wie der Ethnograph, beide wirken draußen irgendwie komisch, und selbst der Kaufmann großen Stiles dringt nur vor, wenn ihn die Phantasie besetzt, ohne die nie ein wahrhaft königlicher Kaufherr siegte.

Carl Peters erzählte gern und nur mit halber Ironie, nach den Eröffnungen eines theosophischen Freundes sei er im 3. Jahrhundert byzantinischer Gouverneur in Alexandrien, später aber der Dschingis-Khan selber gewesen und schließlich zur Abbüßung seiner großen Verbrechen im Jahre 1856 als lutherischer Pfarrerssohn wieder geboren worden. Von dieser Chance, die ihm der Himmel noch einmal gegeben, hat er jedenfalls wenig Gebrauch gemacht, und wenn er auch kein brutaler Negerprügel war, als den ihn seine Feinde verleumdeten, so haben doch seine Züge und mit ihnen sein Leben sich immer rücksichtsloser entfaltet, und sicher hat ein Stück Machtwillen diesen Europamüden nach Afrika getrieben, wo so viele ihre Herrengefühle ausgetobt haben; mit diesem Sport ist es gottlob heute beinahe vorbei.

Überhaupt klingt es kaum glaublich, daß eine Generation genügt hat, um die Stellung

DEUTSCHEN KOLONIALMACHT

LUDWIG

von Weiß zu Schwarz völlig umzugestalten. Noch vor 20 Jahren hieß es wie im Schach: „Weiß fängt an und setzt Schwarz in sieben Zügen matt“. Heut wählt der Kaffer in Kapstadt genau wie der Bürger in Berlin seinen Abgeordneten, und um die portugiesischen Negerklaven in die Goldminen zu treiben, bedarf es eines Scheines von legalem Dienstvertrag, der wenigstens das ferne Europa täuschen kann.

Von Afrika war in Peters' Elternhause vorerst nicht die Rede, wohl aber von Chicago, denn dort lebte ein reicher Onkel vom Golde der Schweinezucht, und der loyal eingeladene Neffe wäre leicht ein Schweinemagnat geworden, hätten ihn nicht Ehrgeiz und Klugheit, Phantasie und Wissenstrieb bei den Wissenschaften festgehalten. Leicht war es nicht, dem Schwein zu widerstehen, denn außer 163 Talern, Patengeschenken, die zwanzig Jahre Zins getragen, hatte der Pfarrerssohn nichts und erwarb sich sein Studium mit Romanen, Artikeln und Stundengeben, an deren Wert er nie geglaubt hat, bis ihn schließlich, zwischen Suff und Schopenhauer, Geographie und Messuren, eine Wette zur Lösung einer historischen Preisaufgabe führte. Dies war der Augenblick, sich Pelz und Zylinder zu kaufen, denn man war eitel, war längst neidisch auf die Reichen gewesen, und „so bekleidet pflegte ich von Zeit zu Zeit in den Pausen zwischen den Kollegien feierlich auf dem Vorhof der Universität Unter den Linden auf und ab zu stolzieren“.

Peters war im Begriffe, jungen Damen in Hannover Literatur vorzutragen und sich möglichst bald für Geographie zu habilitie-

ren, als ein zweiter Onkel, ganz wie in der Komödie in London plötzlich einsam zu Gelde gekommen, ihn einlud, — und aus dem humanistischen deutschen Hungerleider wurde in vier Wochen ein englischer Gentleman.

Dies zu bleiben ist Peters' lebenslängliches Bestreben gewesen. Der Eindruck englischer Formen nach den deutschen war für den jungen Doktor um so tiefer, als er sich mit einem Male zum Müßiggänger mit Zeit, Gesellschaft und Scheckbuch avanciert fühlte und bereit war, seine persönlichen Umstände, die in Wahrheit nur die Erbschaft einer Tante und der gute Name eines Onkels verwandelt hatte, in das deutsch-englische Problem zu transponieren. Wachsender Respekt vor englischem Herrmentum ließ sein deutsches Gefühl nicht untergehen, sich nur verschleiern, und zwischen Trotz und Trauer schrieb er über das Deutschtum in England, denn er bemerkte bald, „daß die Engländer in den Hotels meist auf den Stühlen an der Tafel saßen, meine deutschen Landsleute aber in der Regel als Diener dahinter standen“. Zugleich erkannte sein politischer Instinkt in diesem Herrengefühl eine Quelle ihrer Weltberrschaft, und so entstand auf die natürlichste Art im Hirn dieses kritischen Deutschen der Gedanke: Auch wir! So kam, psychologisch gesehen, Carl Peters zur Kolonialpolitik.

Das Schicksal stellte ihn, noch ehe es ihn auf Afrika verwies, direkt vor die deutsch-englische Frage, denn der Onkel wollte den Neffen adoptieren und zum Erben einsetzen, wenn er Engländer würde.

Zum Entdecken wird man geboren, erzogen keineswegs; und wenn man das Leben der großen Exploiteure studiert, die Urwälder entdeckt und Wüsten in Länder verwandelt haben (nicht Länder in Wüsten), wenn man ihre Jugend liest, die Triebkräfte ihres Aufschwunges, so finden sich die wunderlichsten beisammen: Abenteurer, Autoren, Geographen, Dichter, Exporteure. Neben Cecil Rhodes, der als Oxforder Student der Literatur zur Heilung seines Lungenleidens nach Südafrika geht, dort Diamanten findet und schließlich ein Reich von Europas halber Größe gründet, steht Stanley, der Journalist, den ein sinnloser Snobismus ausschickt, um den verlorenen Livingstone zu finden und der, neben diesem Rekord, sich und der Welt die Entdeckung eines der größten Ströme der Erde leistet. Die Deutschen Lüderitz, Wißmann, Nachtigall gehen mit ganz verschiedenen Motiven, Vorbildungen und Zwecken heraus, um Geschäfte, Völkerkunde oder Imperialismus zu treiben; keiner hat das Entdecken gelernt, aber alle sind durch zwei große

Peters erzählt, sein vaterländisches Gefühl allein habe ihn von diesem Schritte zurückgehalten. Gewiß ist, daß er damals noch an eine Professur in Deutschland gedacht, eine Arbeit über „Weltwille und Willenswelt“ aus Schopenhauers Gedankenkreise geschrieben, seine Dozentur betrieben, freilich auch wieder an die Schweine von Chikago gedacht hat. Und kurz, der Versucher starb, das Erbe teilte sich, der Neffe bekam ein gutes Stück, wurde Vollstrecker des letzten Willens und machte bei Auflösung dieses reichen Hauses im Kampf gegen einen betrügerischen Auktionator, im Verkehr mit Anwälten und Behörden seine praktische Lehrzeit durch.

Da lebt der junge Herr denn aufs neue ein glückliches Jahr in England, hält sich ein Boot auf der Themse, versucht den Kanal zu durchschwimmen, schließt Freundschaft mit Joseph Chamberlain, lernt Goldschürfer kennen, die eben aus Maschonaland heimkehren, und schlägt schließlich einem solchen Abenteuerer vor, gemeinsam am Sambesi zu graben — bis der Associé kurz vor dem Vertrage ausspringt.

Denn indes hat sich's auch in Deutschland gerührt. Hohenlohe, Bennigsen, Miquel haben einen „Deutschen Kolonialverein“ gegründet, an der Themse hat man davor mehr Respekt bekommen, als er's verdiente, und als nun Peters mit seinem Ehrgeiz herausrückt: für dich das Gold, für uns das Land, da läuft ihm der Engländer aus dem Garne, denn Schwarz-Weiß-Rot, buchstäblich und zum erstenmal in Afrika aufgepflanzt — das war unmöglich! Peters, der also einen englischen Korb erhalten, blickt nach Deutschland herüber, macht sich vor, die Philosophie rufe ihn, zieht sich seinen Schopenhauer-Mantel an; doch aufgeregt und im Fieber neuer Pläne fühlt er die Enge der Akademien doppelt, schon hat er zu viel Welt erfahren, um an die Lampe zurückzufinden — dann lieber Chikago! „Lieber wollte ich, wenn es sein mußte, Schweinehandel am Michigansee treiben, als Privatdozent in Leipzig werden.“

*

Der alte deutsche Zwiespalt zwischen Handeln und Denken, Wilhelm Meisters Pro-

blem und eigentlich auch Goethes, diese romantische Übergeistigung, diese Unterschätzung der Faktur und Übertreibung der Spekulation hat in Peters einen Sohn und Schüler, vielleicht auch ein Opfer gefunden. Mit 27 Jahren hat dieser hochbegabte, ehrgeizige Dilettant noch zwischen Schweinezucht, Metaphysik und Afrika geschwankt. Im selben Sommer 1884 hat er bei Wilhelm Wundt in Leipzig eine Habilitationsschrift eingebracht: „Inwieweit ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?“, zugleich aber eine „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation“ gegründet und auf englische Art durch Anteilscheine zu je 5000 Mark finanziert. Während er bewies, daß Metaphysik eine selbständige Wissenschaft wäre, führte er diese seine These ad absurdum, denn Physik und Metaphysik sind zwar zugleich, nicht aber im brausenden Hirn eines revolutionären Jünglings nebeneinander möglich, und eher noch kann einer mit Schweinehandel Geld, zugleich mit Kant die Ruhe der Seele sich verdienen, als sich als Denker und Seefahrer gleich stürmisch gebärden.

Es kam, wie sich's für Peters' Energie geziemte: er schlug die Metaphysik in den Wind, führte im Auftrage seiner Gesellschaft eine kleine Schar nach Sansibar und schloß zur Stunde, als in Leipzig die Kollegenglocke das Semester einläutete, in Useguha den ersten Vertrag zur Abtretung eines Landfetzens mit einem nackten Häuptling. Nach vier Wochen hatte er ein Stück Küste und Bergland, groß wie Süddeutschland, für seine Gesellschaft erworben. Dann kam er krank zurück, schlug sich auf einem arabischen Segler via Indien durch und brachte Anfang 1885 dem Deutschen Reich sein Geschenk in Form von einem Dutzend feierlicher Verträge.

*

Das Reich war Bismarck. Auch wer die neuen „Akten“ des Auswärtigen Amtes nicht kennt — und wer kennt denn dies großartige Werk! —, hat einmal gehört, daß Bismarck, im Alter vor die erste Kolonialfrage gestellt, sich erst ganz ablehnend, dann nur zögernd bewilligend verhalten hat. Kolonien und Flotte, deren Ausbau zum Weltkrieg führten, sind nicht von, sondern



Phot. Kurt Hielscher. Aus dem Sammelbuch „Deutschland“, Verlag Ernst Wasmuth A. G.

Das malerische Deutschland:
Nicht der „Grand Cannon“, sondern das Schrammsteintor in der Sächsischen Schweiz



Phot. Kurt Hielscher, Verlag Ernst Wasmuth A. G.

Schloß Prunn im Altmühltal



Phot. Kurt Hielscher. Verlag Ernst Wasmuth A. G.
Wasserschloß Gemen (Westfalen)



Phot. Kurt Hielscher. Verlag Ernst Wasmuth A. G.

Barockpartie im Park von Veitshöchheim bei Würzburg

gegen Bismarck gemacht worden, und Peters, mit dem Grafen Pfeil und einigen anderen kolonialen Führern und jedenfalls Initiator, war auch der erste, der Bismarcks Skepsis zu fühlen bekam. Alles, was Peters mit seiner neuen Gesellschaft vorgeschlagen, hatte das Auswärtige Amt abgelehnt, und als er schließlich nach Ostafrika abging, mußte er die Behörden täuschen und behauptete, nach Westafrika zu gehen. In Sansibar erwartete den jungen Eroberer kein Geleitsbrief oder Segenswunsch für solchen, immerhin lebensgefährlichen Marsch ins Innere, sondern ein „Erlaß“: ein gewisser Dr. Peters habe sich nach Sansibar begeben, um im Gebiet Sr. Hoheit des Sultans eine deutsche Kolonie zu gründen. Komme „der p. p. Peters“ wirklich an, so solle ihm der Konsul vermelden, daß er weder auf Reichsschutz für eine Kolonie noch auf Garantie für sein Leben zu rechnen habe.

Das war Bismarcks Geschoß, er wußte, was er tat: um keinen Preis durfte sein schwierig erhaltenes Gleichgewicht durch überseeische Allotria gestört werden, denn „mit Generalen und Geheimräten kann man keine Kolonialpolitik treiben“, sagte er — und hat in diesem Sinne Recht behalten. Jetzt aber saßen diese Staatsverbrecher niedergeschmettert auf ihren Strohstühlen in Sansibar, starrten übers Meer und beschlossen zurückzukehren, bis Peters — denn der Mutigste war er sicher —, von Trotz und Spielerwut getrieben, auf den Tisch schlug und schwor, drüben zu landen oder auf dem Meer unterzugehen.

Er traf auf Gegnerschaft nicht nur im eigenen Konsulat; alles Englische mußte ihn mißtrauisch betrachten, die Eingeborenen selber kannten nur den Union Jack und hatten von Deutschland nicht einmal den Namen vernommen. Damals hat ihn die Drohung aus der Heimat gerade angefeuert, da sie ihn heftiger traf als die Warnung vor schwärmenden Massaihorden, Hunger und Pest. Sansibar zu verlassen: an sich schon ein Entschluß; ich habe auf der Welt nichts berückender gefunden als die Nelkeninsel. Sansibar aber vor 40 Jahren verlassen, als Carl Peters verlassen, verfolgt, verlacht, arm an Mitteln und Kenntnissen, getrieben

nur von Tatkraft und Phantasie: heroischer Augenblick, bedeutender als alles, was in seinem Leben folgte! Wer je, sei es nur als Spaziergänger, auf schwarzem Rücken sich aus dem Meer oder Flusse ans Ufer tragen ließ, kann die Gefühle dieses ruhelosen Doktors ermessen, als er nach kurzer Überfahrt auf den Boden des geheimnisreichen Erdteils sprang.

Ein „geborener Afrikaner“ ist Peters nicht gewesen; weder Jäger noch Wanderer von Passion, beides mehr aus Sport und Mode, hat er die erste abenteuerliche Mahlzeit im Urwald als „Unbehaglichkeit“ empfunden, weil die Teller aus Zinn waren und eine Kiste den Tisch darstellte. Auch wenn er Landschaften schildert oder Charaktere, gibt sich keine Meisterschaft kund: jene erklärt er entzückt für „unbeschreiblich“, diese sind nur seine Freunde oder Feinde, meist das letztere. Und doch diese Zähigkeit, dies feste Fassen, ja, diese Phantasie, d. h. Vorausschau von Werten, dort, wo Publikum und Presse nur höhnten, wo Außenamt und selbst der große alte Mann an der Spitze des Reiches widerstrebten!

Nach erfolgreicher Heimkehr war oder schien zuerst alles anders. Jetzt gelang es Peters, der sich irgendeinen Kammerherrn in sein Komitee holte, Bismarck durch einen Vertrauten von seiner Seite so weit zu überzeugen, daß dieser den alten Kaiser einen „Schutzbrief“ unterschreiben ließ. Darin tun denn „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, kund und fügen hiermit zu wissen: Nachdem die Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Kolonisation Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr mit dem Ansuchen vorgetreten sind, diese . . . Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die . . . Gebiete unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben.“ So lautete der erste deutsche Schutzbrief, und als der 28jährige Selfmademann vor dem 90jährigen Kaiser steht, um zu erzählen, trägt der uralte Herr selber die Gewichte herbei, um die Karte an ihren Ecken zu befestigen. Prinz Wilhelm, der Enkel, war vollends Feuer und Flamme. Peters, noch vor zwei Monaten ver-

höhnt, heimlich, gegen seine Zusagen nach Osten gesegelt, Hinweg Zwischendeck, Rückweg Segelschiff, ist mit einem Schlage der hoffnungsvollste junge Mann von Berlin.

*

Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. 50 Millionen fehlten; wer konnte sie Peters geben, so wie der Belgierkönig Stanley, wie die de-Beers-Company Rhodes finanziert hatte! Krupp, Siemens, Hansemann zu gewinnen, war nach der Liebesgaben-Ouvertüre schwer. Ein einziger konnte mit einem Nicken des Kopfes alles ermöglichen, „ihn selbst, den Fürsten Bismarck, mußte ich überzeugen; dann hatte ich gewonnenes Spiel. Dazu fehlte mir der Schwung der Seele.“

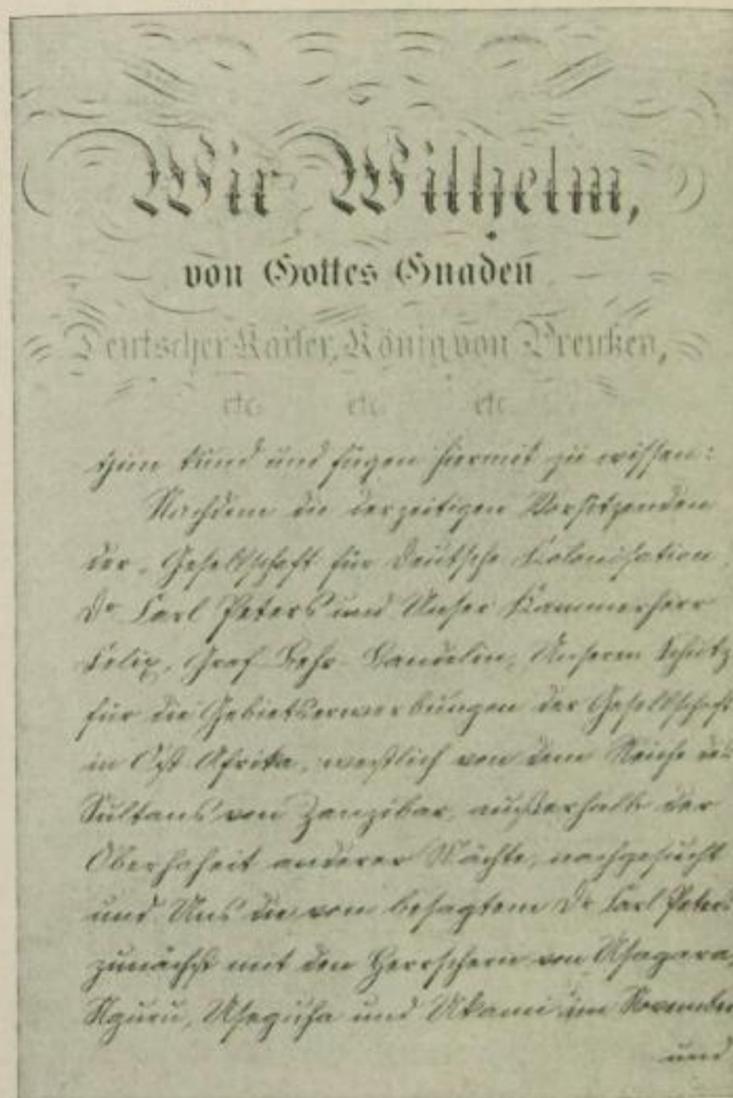
Dies ist der ergreifendste Satz in Peters' Büchern, die an Unterschätzung der eigenen Person nicht eben leiden. Bismarck hatte nachgegeben, den Verfolgten mit Kaiserlichem Schutz versehen, er erwog jetzt sogar den Plan, eine Kolonie nach holländisch-englischem Muster zu begründen — da mußte Peters zu ihm gehen, mußte ihn überreden, wie Bismarck einst in Babelsberg den abdankenden König, Anno 62, zu überreden wußte. Aber seine Eigenliebe, sein antisozialer Trotz, seine Naturburschen-Pose und Leidenschaft gegen die Legitimen, die ihn haßten, dies alles und ein Meer von Geschäften, Gründungen, Löschungen, Transkriptionen lähmten Peters den Schwung der Seele, deren Windstille der Rückblickende zu spät beklagt. Bismarck war ihm gewiß nur der rückständige Greis, an dem nach dem Urteil und Gefühle so vieler in den achtziger Jahren alle Entwicklung zerbrach. Peters' Mangel an Ehrfurcht, die genialische Frechheit seines Auftretens haben ihn im entscheidenden Zeitpunkte von der Schwelle des Allmächtigen entfernt.

Um so geschlossener konnten die Legitimen sich gegen den Eindringling wehren: ein neuer Zweig des Auswärtigen Amtes, geleitet, ja begründet von keinem Fachmann, von einem Menschen ohne Karriere, ohne Uniform, ohne Ahnen! Der stumme Kampf

Der von Kaiser Wilhelm I. und Bismarck unterzeichnete Schutzbrief für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation.

gegen den Dilettanten begann wider Peters 1885, genau wie er 30 Jahre später gegen Rathenau entbrannte, der auch gewagt hatte, als Fremdling einen Zweig des Kriegsministeriums und gar im Kriege zu erfinden und zu leiten. Hätten diese Leute wenigstens ein Assessor-, ein Leutnants-Patent vorgewiesen, man hätte ihnen Talent und Tatkraft vielleicht verziehen. Mit schwarzen Häuptlingen verstand Peters zu verhandeln, mit weißen nicht, Sultane drängte er aus der Macht, nicht die Geheimräte. Der übelste Intriguenstreich war die Rache der Ewig-Gestrigen an dem wahrhaft morgendlichen Geiste dieses unbekanntenen Dr. phil., und als es schließlich Orden gab für die neue Erwerbung, war Carl Peters Name der einzige, den Herbert Bismarcks Hand ausstrich.

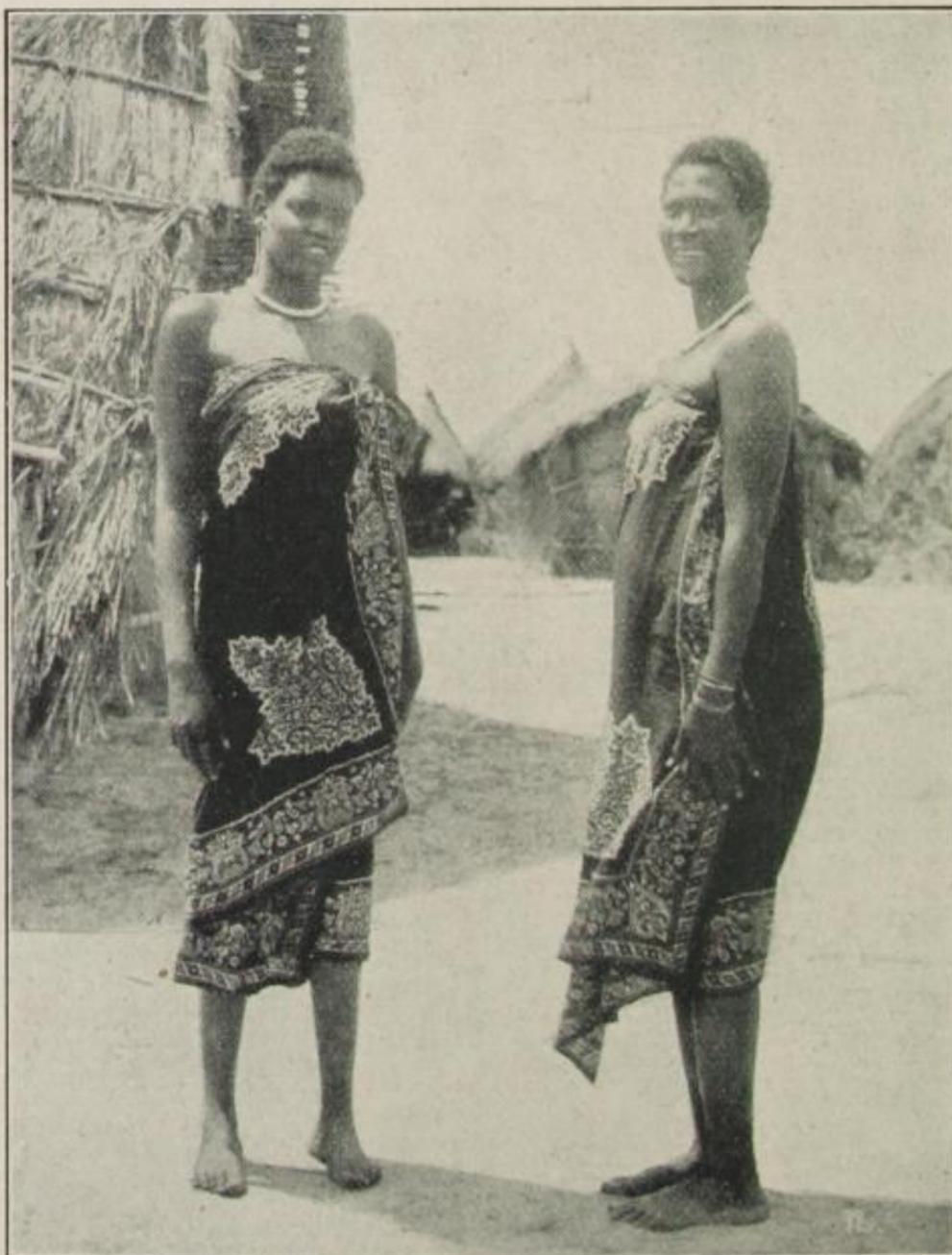
Als Peters gleich darauf neue Expeditionen nach Sansibar teils führte, teils entsandte, als nach zwei Jahren der neue Reichsbesitz die Größe des Reiches übertrifft, als Peters eine Missionsfrage in Rom in ein paar Tagen für Deutschland löst — überall kappt man ihn und fängt seinen



„Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs“ ernennen, hat sich vom jungen Kaiser, der kolonial dachte, legitimieren und so in die Versuchung eines Titels führen lassen. Er ist, kaum draußen angelangt, nach dem Kilimandscharo geschickt worden, von der Küste weg, an der allein Handel und Politik noch heute getrieben wird, in eine Wildnis, wo ich noch zwanzig Jahre später, am Ende der Bahn, den Urwald fand, wie er im Filme steht. Statt abzudanken, da man ihn aus seiner Kolonie geradezu herausschickte, ließ er sich auch bereden, zu bleiben; es fehlte ihm zum andern Male „der Schwung der Seele“. Das Amt hatte sein Öl in das tapfere Herz des Autodidakten gesenkt; er wollte nicht mehr erkennen, wie ganz ihn die Schleicher umstellten.

Was war leichter? Hatte nicht der Kommissar Gerichtsbarkeit, Truppen, Freiheit, ja Pflicht verantwortlicher Entscheidung, welche Neger wegen Aufruhrs zu verhaften, auch zu erschießen wären? Hat man noch nie gehört, daß weiße Männer schwarze Frauen (draußen sagt man „meine Wäscherin“) haben? Daß es Streit und Schlägerei gibt? Daß ein Diener eine Negerin verführt, verleumdet, daß der „weiße Herr“ strafend eingreift? Glaubt irgendwer in irgendeinem Kolonialland, es gehe im Urwald zu wie in einem Kloster?

Und doch: obwohl Rang und Gehalt, äußere Ehrenzeichen und Hofverkehr, wenn er in Berlin war, für Peters zunahmen, — ja grade darum sammelten die Unterirdischen, die Unsichtbaren, „Material“ gegen ihn, und da er sich bald auch flottenpolitisch zu überstürzen anfang, vereinten sich persönliche und politische Gegner und fingen im Reichstage an, Anklagen zu erheben, deren Bestätigung und Abwehr nachher die Gerichte beschäftigen. Notzüchtigung, Nilpferdpeitsche, Ermordung schwarzer Menschen, alles wogte vor ahnungslosen Richtern durcheinander, und obwohl niemand den Angeklagten für ein Lamm erklären konnte, so war doch niemand, der ihm „Mißbrauch der Amtsgewalt“ im Sinne Afrikas beweisen konnte. Bebel vor allem, der die Partie der Marschall, Kayser e tutti quanti, also der Feinde Peters', wohl ohne Wissen, sicher wider Willen als Ankläger spielte, war der Hintergangene, die Beweismittel fehlten, und erst als Peters Aktenkiste mit seinen Gegenbeweisen in einem Torbogen der Wilhelmstraße erbrochen und ausgeleert aufgefunden worden, eröffnete man das Disziplinar-Verfahren und degradierte einen Mann, den die höchsten Verdienste um



Phot. Gebr. Haackel-Berlin

Suahelifrauen in Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika schräckten und den keine Handlung entehrte, die nicht jedem Tropenoffizier vorgehalten werden könnte! „Die Schamröte tritt mir ins Gesicht,“ sagte Herr von Kardorff zehn Jahre später im Reichstage, „wenn ich der Behandlung gedenke, die wir Peters in diesem Hause angetan haben.“ Als Vierzigjähriger ging Peters, ein Geächteter, in die Verbannung nach England.

*

Sollte er grollend und tatenlos bleiben? Engländer zu werden verbot ihm sein Ehrgefühl, das — nach allem, was geschehen — beleidigt hätte abflauen dürfen. Vom Handeln durch die Intriguen der Landsleute abgedrängt, kehrt er zum Denken zurück, doch auch dies auf aktive Art. Peters beschließt, das alte Ophir zu finden. Er gründet eine Gesellschaft zur Exploration jenes antiken Goldlandes, reist nach dem Sambesi. „Es war eine wunderbare Zeit von Träumen, Arbeiten und Nachgrübeln, die ich zu Beginn des Jahrhunderts verlebte. Ich wohnte abwechselnd in England, abwechselnd in Südafrika, das ich vom Tafelberg aus nordwärts bis zum Sambesi erforschte. Niemals in meinem reiferen Leben bin ich glücklicher gewesen.“ Er wurde aber auch satter, arrivierter, eitler; die Schilderung seiner „besten Beziehungen zur ersten englischen Gesellschaft“ hinterläßt den peinlichen Eindruck eines Mannes, der seine Gaben aus weltlicher Eitelkeit unterschätzt, weil ihn die Welt nicht zur Genüge schätzte. Wie kann ein Mann mit solcher Vergangenheit in seinen Memoiren die Dukes und Earls aufzählen, bei denen er verkehrte, die Zahl der Gedecke, die auf seinem Abschiedessen glänzten! Wieviel unerlöste Ehrsucht, welches Maß ungelöschten Machtdurstes! Eine Bequemlichkeit, die er sich abzwängen



Impfung in einem Negerdorf in Deutsch-Ostafrika.

mußte, machte die vollen Mannesjahre dieses Abgesetzten ruhiger, als seinem Talent und Temperament entsprach; und wenn er in seinem Tageslauf erwähnt, seine „eigentliche Arbeitszeit“ war von elf bis zwölf Uhr mittags, so hat man mehr Mitgefühl als Neid und denkt an dies große brachliegende Kapital, das Deutschland nicht nutzte.

Immer aber kehrte Peters nach Afrika zurück, immer zog es ihn wieder an den Nil und an den Sambesi, nach Kapstadt und Kairo, nach Algier und Togo, und nur die Küste, die er selbst erobert hatte, ließ er unberührt. Nur einmal legte er, nach vielen Jahren, in Daressalam an. Da gab es denn vorher ein Kreuzfeuer von Depeschen: Was ist zu tun? Empfangen? Ignorieren?

Fortsetzung auf Seite 132

10 MINUTEN GRAPHOLOGIE

VON HEINAS

Die sehr häufig verblüffenden Erfolge der Handschriftenbeurteilung basieren zum weitaus größten Teil auf ganz logischen Schlußfolgerungen, die auch ohne weiteres jedem, der sonst der Graphologie fernsteht oder sich ihr gegenüber ablehnend verhält, verständlich sind.

Allgemeine Eigenschaften.

Manpfau fobau

Schrift des Generalpostmeisters Stephan:
Buchstaben ohne jedes Beiwerk = Einfachheit,
nicht eitel.

D L H

Verschiedene Schnörkel = Eitelkeit. Oft wird die gute Lesbarkeit der Schrift hierdurch beeinträchtigt.

Heinrich

Auch der i-Punkt ist von Wichtigkeit. Sorgfältige Stellung des i-Punktes = Korrektheit.

der 1. Armee.

Dasselbe gilt von allen andern Interpunktionszeichen.

*Das ist mein
Lohn. Die
Anwesenheit, das ist
- auf diesen
in gutem, formell.
auf n. die Litteratur.*

Kleine Schrift, kleine Zwischenräume zwischen den Worten = Sparsamkeit. Der Sparsame spart auch am Papier.

*gezeigt dass
Allem erwidert*

Weitzügige Buchstaben und große Zwischenräume = leichtes Geldausgeben.

minim

Größer werdende Buchstaben im Wort = große Offenheit und Naivität. Größer werdende Buchstaben sind auch das typische Zeichen der Kinderschriften.

ich danke Ihnen

Kleiner werdende Buchstaben, die bis zur Unleserlichkeit führen = Verslossenheit.

Eigenschaften des Geistes.

*Schrift des Philosophen Eduard von Hartmann:
schrägläufige, abgesetzte Buchstaben*

Charlottenburg

Schrift des Philosophen Eduard von Hartmann:
Alle Buchstaben ohne Unterbrechung geschrieben
= Logik. Absetzen der Feder im Wort ist eine
Ruhepause für das Gehirn, die der Logiker nicht
nötig hat.

Viel Absätze im Wort = Deduktion und Intuition.
Der Schreiber überlegt nach den einzelnen Buch-
staben nach. Diese Menschen überlassen sich oft
den Eingebungen des Augenblicks.

*Sie vielleicht nicht
er Mittel. (Donnerstag):
ich zum Treffen in ei.*

*ein Tisch ausgelegt
in der Mitte der
Vier Stühle
Landschaft*

Schrift des Graphologen Dr. Georg Meyer:
Weite Zwischenräume zwischen den Zeilen, über-
sichtliche Schrift = Geistesklarheit.

Ineinander übergehende Zeilen = Konfusionsrat

Willenskraft und Ausdauer.

*Man muss lernen,
kann fast vom Tod in*

J J D

Regelmäßiger Druck = Willenskraft.

Plötzliche Anschwellungen statt regelmäßiger
Druckformen = Sinnlichkeit.

*'gar nicht begreifen, wenn
ist täglich solches Auf*

*mit Detektor, aber aus,
„Funkrenne“ gab es, aber*

Viel Ecken und Winkel, stark verknotete t- und
f-Haken = Ausdauer.

Wenig Winkel; die Schrift geht in Schlangen-
linien auf; t- und f-Haken werden vermieden =
wenig Ausdauer.

Und der allgemeine Einwand: „Man kann doch aber seine Schrift verstellen! —“
Selbstverständlich! Aber wenn Sie zum Photographen gehen, zeigen Sie doch auch
Ihr natürliches Gesicht und verstellen sich nicht, wenn Sie ein gutes Porträt haben
wollen. — Wenn Sie zum Graphologen gehen, verhält es sich ebenso.

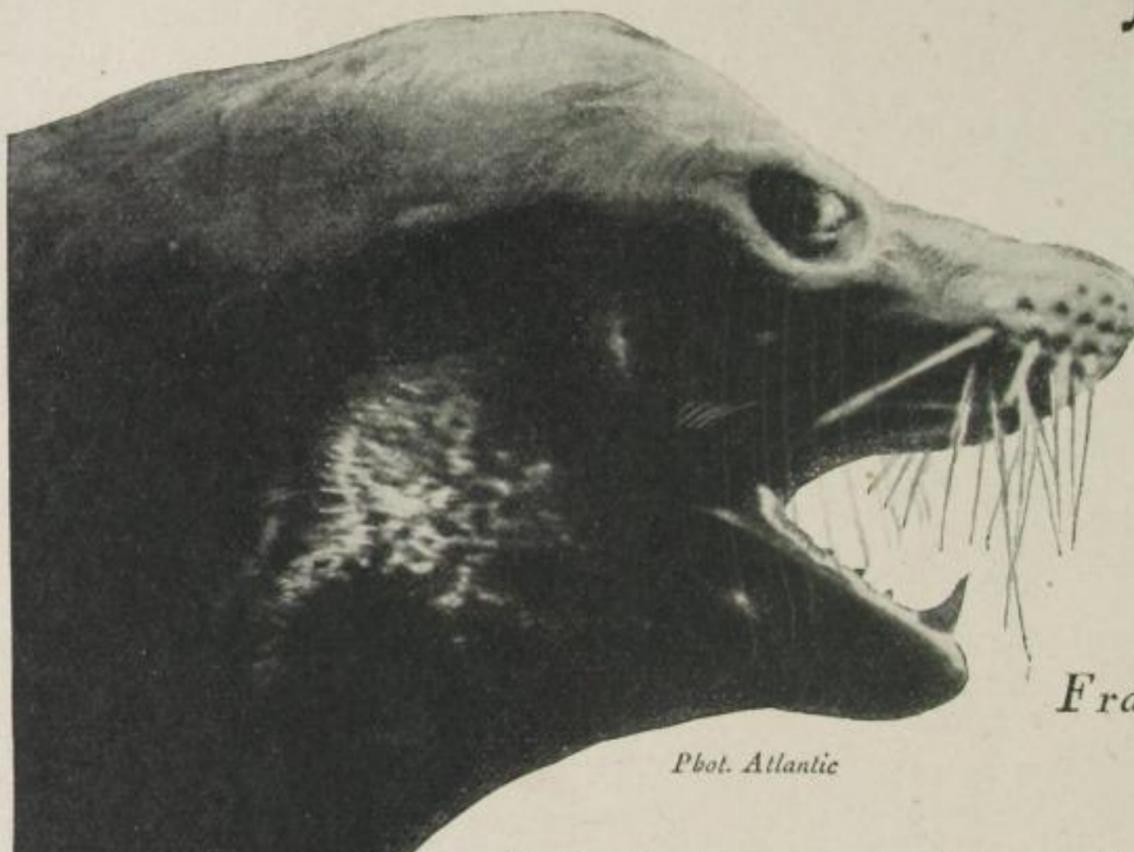
Seehundsjagd

bei den

Eskimos

Von

Frank E. Kleinschmidt



Phot. Atlantic

„Kabloni! Asin, Asin!“ Ich erwache und fahre in meinem Schlafsack hoch. Ich reibe mir die Augen wach. Wo bin ich? Puh, was für eine dicke, stickige Luft! Man könnte sie schneiden. „Kabloni! Kabloni!“ Es ist die Stimme meiner Eskimowirtin, die mir aus dem gemeinsamen, dicht besetzten Familienbett an der gegenüberliegenden Wand des Igloo zuruft: „Weißer Mann... steh auf... steh auf!“

Sofort kam ich zu mir. Ich war im Lande der Mitternachtssonne, oder, besser ausgedrückt, im Lande des Mittagsmondes, denn Mutter Sonne war aus ihrem Viermonats-schlaf noch nicht erwacht. Und niemals hätte ich die Tageszeit erraten können. Ich bin hergekommen, um Filmaufnahmen zu machen und will die Leute mitnehmen auf meine Tour nach dem eisigen Norden. Wir sind in King-Island, wo Ipnorak wohnt, und bald werden wir die Insel verlassen und uns der allgemeinen Auswanderung

nach dem großen Festland anschließen, sobald der eisige Frost etwas nachläßt... und Veilchen und Vergißmeinnicht zu sprießen, die Vögel zu reisen beginnen. Ja, wahrhaftig, der Sommer kommt auch mal in die arktische Gegend, wenn das Eis von neun Monaten schmilzt. In ein paar Wochen ist es soweit. Dann können wir durch die Beringstraße und an die sibirische Küste... „Asin, Asin!“ Und unter Gepolter und Gedränge und Gähnen und Stöhnen gibt das Familienbett seine erstaunlich starke Besatzung von eben erwachten Eskimoschläfern her. Es sind Ipnorak, mein Wirt, sein Weib Seccabruno, die unaufhörlich schwatzt, und ein Haufen von 12 Kindern, von Klein-Punnychok, einem Mädelchen von zwei Jahren, bis hinauf zu dem ungebärdigen Ältesten von fast zwanzig, Kitsenna. Sie alle haben sozusagen en famille geschlafen unter dem riesigen Renntierfell auf dem großen Fellager, das flach auf dem Boden errichtet ist. Und alle haben sie im Adamskostüm geschlafen, ganz nackt, sie kämen sonst vor Hitze um! Mit endlosem Geschnatter geht es



Ein gewaltiger Eisberg muß mit Hundeschlitten umgangen werden.



Ein „Winter-Igloo“ kann in zwei Stunden erbaut werden. Bis zum Frühling dient er dem Eskimo als Unterschlupf auf seinen Fischzügen.

nun ans Suchen der Kleider und ans Anziehen. Ihre bloßen Füße trippeln über den Teppich aus straffgespannter Walroßhaut, der über einer Streu von Moos, Heu und Tierhaaren liegt.

Während ich in meine Kleider krieche, sehe ich Seccabrano mit der Toilette ihrer Jüngsten beschäftigt, sonst aber ziemlich hilflos ihrer übrigen Nachkommenschaft gegenüber. Soeben nahm sie an der sich sträubenden Ulana die etwas oberflächliche Morgenwäsche mit Spucke vor. Klein-Punnychok hatte die ihre schon hinter sich, ein Klaps und eine Liebkosung mit Mutters Fingern, die zuerst mit der Zunge befeuchtet worden waren. Ein anderes Kleines hockt in einer Ecke und wartet, bis es an die Reihe kommt, die Wartezeit vertreibt es sich durch Tabakkauen — eine Beschäftigung, die, wie

die Eskimos behaupten, die Kinder vor Unheil schützt und ihren Mut stärkt. Schleunigst fahre ich in meine langen Strümpfe aus Kalbsfell mit Pelzfutter und ziehe darüber noch ein Paar Unterbeinkleider aus Sealskin, die ich um meine Taille festbündele; dann ziehe ich meine Mukluks oder Mokassins an, die bis zum Knie reichen, und die aus Renntierfell bestehen, die Pelzseite dieses Mal nach außen gekehrt... Damit stecke ich im richtigen Jägerkostüm, denn heute wollen wir den schlaunen Seehund jagen. Das heißt, Ipnorak, sein Sohn und ein oder zwei seiner Freunde wollen jagen, während ich mitziehe und die geeigneten Szenen kurbele.

Nachdem ich noch ein paar Kleidungsstücke aus Pelz übergezogen habe, kröne ich den ganzen Aufzug durch eine Art von

weißem Leinenüberwurf. Sein Zweck ist der, mein Pelzwerk nicht zu viel Schnee ansetzen zu lassen und mir zugleich eine Art Schutzfarbe zu verleihen.

Endlich bin ich bereit. Bereit, her auszutreten aus dem Igloo, wo die Temperatur mittlerweile auf 85 Grad gestiegen ist, während draußen 20 unter Null sind.

Doch jetzt kommt Ipnorak selbst aus dem Igloo, zur Jagd gerüstet, und schleppt eine ganze Jagdausrüstung hinter sich her. Ein Schuß fällt, und über die gefrorenen Schneehügel kommen drei Männer von einer benachbarten Igloosiedlung, um sich unserer Expedition anzuschließen. Zunächst Kitsenna, dem noch die Spuren des Schlafes anzumerken sind. Ein fröhlicher Bursch, wenn auch etwas träge in seinen Bewegungen. Nun sind wir sechs. Zwei von den Neuangekommenen werden angewiesen, mir meine photographische Ausrüstung tragen zu helfen. Ipnorak, sein Sohn und der dritte Mann befassen sich mit den Jagdgeräten. Darunter

ist eine ungeheure Menge von Fellsäcken, von Angelschnüren, Angelhaken, Harpunhaken aus Elfenbein und Schiefer, Schneeschuhen, Wurfspießen — und — dazwischen ganz moderne Gewehre.

Frühstück gibt es nicht. Nicht einen Bissen. Kein arktischer Jäger, der vor sich selbst Respekt hat, würde daran denken, anders als mit nüchternem Magen auf Jagd zu gehen. Das macht ihn kühner, energischer, seines Erfolges sicherer — behaupten die Eskimos. Diskussionen um ein Für oder Wider gibt es nicht. Sie glauben einfach. „Wir machen das immer so . . .“ Ipnorak erklärt das mit freundlichem Grinsen.

Nun sind wir alle bereit, zu den Jagdgründen aufzubrechen. Seccabruno steckt den Kopf heraus, um uns ein Lebewohl zu winken. Sie kann nicht über 40 sein; doch ist ihr braunes Gesicht runzelig und alt, und ihre Vorderzähne fast ganz abgenutzt. Das kommt davon, daß sie schon so viele zähe Sohlen aus Walroßhaut zwischen ihren Zäh-



Krabben und kleine Fische werden durch die Kälte „gar“ und in diesem Zustand vertilgt.

nen gehabt hat, mit denen sie das Pelzschuhwerk ihrer Familie versehen muß. Sie tut damit nichts anderes, als was alle Eskimofrauen im Lande zu tun haben. Sie alle stellen das Schuhwerk zum Teil mit ihren Zähnen her, und für gewöhnlich fertigt die Eskimofrau das für die Männer ihrer Familie mit viel mehr Sorgfalt an als das eigene. Wir kletterten die geröllverschüttete Böschung herab wie Ziegen. Die Klettergewandtheit des Eskimos ist ganz ungewöhnlich. Der alte Ipnorak beschämte mich durch die Leichtigkeit, mit der er den nahezu vertikalen gefährlichen Abstieg machte und mit all seinem schweren „Gepäck“ rutschte, sprang, balancierte, während ich, mit leeren Händen, mühselig und mit größter Anstrengung folgte. Heute steht der Wind gegen die See. Große Eisklumpen, 20 Fuß dick und von durchsichtigem Weiß, treiben das Packeis vorwärts. Ein Zittern, dann ein furchtbares Krachen und Knirschen. Plötzlich springt eine ungeheure Masse Eis etwa zehn Fuß in die Höhe. Eine zweite Masse, dicht darunter, folgt. Die erste fällt zurück. Und so geht es weiter, unaufhörlich. Schwärme von Vögeln werden hochgescheucht, — Welch ein Aufruhr! Welch ein Donnern, Krachen, Splintern! Ein eisiger Sprühregen von Eisstückchen geht hoch und nieder.

Ich stand gelähmt vor Schreck und Bewunderung vor diesem Schauspiel, das trotz meiner zwanzigjährigen arktischen Erfahrung mich immer wieder tief berührt. Vielleicht mißverstand Ipnorak meine Bewunderung. Er schien ungeduldig weitergehen zu wollen. Die großartige Gewalt dieses Naturschauspiels macht auf den Eskimo keinen Eindruck. Er liegt mit den Urkräften der Natur zu nahe im Kampf, um sich den Luxus von Phantasie und Reflexion leisten zu können.

Wir sind glücklich auf den Schollen. Der plötzliche Wechsel, von dem eisenharten Küsteneis zu den beweglichen Schollen, die mit der See sich heben und senken, verursacht ein seltsames Gefühl unter den Füßen und bleibt nicht ohne Einfluß auf die Gemüter. Kitsenna scheint all seine Schwerfälligkeit, die er zuerst beim Abmarsch zeigte, abgeschüttelt zu haben. Jetzt ist er voll beweglicher Kraft,

macht auf schmalen Schollen seine Luftsprünge, auf Schollen, die so winzig sind, daß man glauben sollte, eine Seemöwe hätte auf ihnen kaum Platz, erklettert 70 Fuß hohe Eisklippen und rutscht sie mit dem Kopf voran herunter. Sie sind alle naiv-kindlich, diese Leute aus der Eisregion. Dasselbe sonnige Temperament haben die Frauen und Kinder. Selten entsteht Streit, und niemals spricht einer schlecht vom andern. Es ist für jeden einzelnen wichtig, mit dem ganzen Gemeindewesen gut zu stehen.

Meine eigenen Springübungen von Scholle zu Scholle und die energische Nachhilfe meiner Eskimo-Freunde fingen an, ihre Wirkung zu üben; ich wurde doch ein bißchen kurzatmig bei der Geschichte und hielt es an der Zeit, ein wenig zu verschlafen. Ich rief Ipnorak, der vor mir ging, und wir alle machten halt. Als ich bis zu meinen eingeborenen Freunden vorangekommen war, fand ich sie in einer Gruppe zusammenstehen und den Himmel betrachten, wobei sie eifrig gestikulierten und disputierten. Da oben an dem grauen wolkigen Himmel konnten wir den Widerschein unseres ganzen ausgedehnten Jagdgebietes sehen wie in einem leicht bewölkten Spiegel. Der Himmel ist die beste Karte des arktischen Jägers. Durch fortwährendes Betrachten des Horizontes findet er seinen Weg über das Packeis. Das Himmelsgewölbe zeigt ihm, wo die offenen Wasserstellen liegen, wo man Seehunde schießen oder fangen kann. Diese blauen Stellen am Himmel sind es, die wir auf dem Packeis finden müssen. Von der Ebene aus, auf der wir wandern, können wir sie nicht entdecken; denn durchschnittlich können wir nur etwa 50 Meter vor uns schauen, so rau und uneben ist der Boden unter unseren Füßen. Ein schönes rundes Wasserloch liegt da rechter Hand. Ipnorak strebt diesem Loch zu. Viele offene Wasserstellen von verschiedener Größe zeigt unsere Himmelskarte. Dieses größere Loch muß etwa eine Meile entfernt liegen. Je mehr zwischen uns und dem Wasserloch die Distanz sich verringert, je höher steigt am Himmel über uns sein Abbild. So begierig sind wir alle, hinzukommen und unser Glück zu versuchen, daß ich ganz gut mit den andern



Eskimobaby mit seinem Lieblingsspielzeug, einem jungen gezähmten Wolf.

Schritt halten kann und nicht so sehr lange nach ihnen ankomme. Nun sitzen wir alle an der windgeschützten Seite einer freundlichen Brustwehr aus Eis, die das Wasserloch vor dem Zufrieren schützt und dem Jäger einen idealen Schutz und ein Versteck bietet. Nach einer kurzen Rast erhebe ich mich und richte meine Kamera. In ein paar Minuten ist alles zum Kurbeln bereit, alles — ausge-

nommen Herr Seehund in Person. Wir müssen warten, bis er geruht, in dem Loch emporzutauchen. Fünfzehn Minuten vergehen in Untätigkeit. Aber nach einiger Zeit wird unsere Wachsamkeit glänzend belohnt. Kein Aufspritzen, sondern die dunkle glasige Wasserfläche löst sich in Kringeln und Ringen auf, und der Kopf eines Seehundes erscheint, das Kinn hochmütig erhoben und

wie im Unmut Wasser schnaubend. Ich sehe seine Perlaugen... Salzwassertropfen auf seinem Schnauzbart... und greife nach der Kurbel. Und sieh da, unter seinem Kinn...! Oh, das Glück ist fast nicht zu glauben. Es ist ein Ugruk, der Seehund mit dem langen Bart aus den arktischen Gegenden. Klick, klick, geht die Kurbel, und wie um ihr Surren noch rhythmisch zu unterstreichen, knallt Ipnoraks Büchse ein paarmal dazu den Takt. Mit einemmal entsteht ein Aufruhr im Wasser. Die Hälfte des mächtigen Körpers taucht auf. Rasch! Unsere Jäger müssen den Ugruk mit der Harpune fassen, bevor er Luft ausstößt und sich sinken läßt. Kaum bin ich imstande, meine Kamera sachgemäß zu handhaben. Mich ergreift das verrückte Verlangen, in wahnsinniger Geschwindigkeit zu kurbeln. Sofort nach dem Knall flitzen unsere Jäger über die Brustwehr aus Eis und schleudern die Harpunen geschickt um das Tier. Ein Ruck an den Seilen, und die Widerhaken stoßen ins Fleisch; mit Blitzesschnelle wird der mächtige Körper des Ugruk an den Rand des Loches gezogen. Bei all meiner Aufregung kann ich mir noch gratulieren, daß ich die Szene mit Erfolg festgehalten habe. Fünf Mann, die noch zwei Stricke zu Hilfe nahmen, waren nötig, um den großen Seehund auf das Eis hinauf- und auf einen etwas erhöhten Platz zu ziehen. Er gehörte zu der starken Sorte, die man dort im Wasser findet und muß wohl an 1000 Pfund gewogen haben. Die Jäger legten den ungeheuren Körper auf den Rücken und machten sich sofort ans Zerstückeln.

Ipnorak selbst schnitt den Kopf ab und reichte ihn mir unter Beobachtung gewisser primitiver Zeremonien. Das war eine besondere Ehre. Denn dem Jäger, der das Wild erbeutete, gebührt sonst der Kopf gemäß Jahrhunderte altem Brauch. Ich wußte das und war deswegen um so dankbarer.

Als die Männer den toten Leib des Tieres in seiner Länge aufgeschlitzt hatten, wobei sie eine genau ausgeprobte Technik befolgten, ließen sie mit ihren halb diskusartig geformten Messern das Blut in ihre zu diesem Zweck mitgebrachten Schläuche fließen. Ich glaube wohl, daß der Seehund volle 30 Liter Blut

ergab, wobei die beim Ausweiden notwendig verlorengelassene nicht unbedeutliche Menge nicht mitgerechnet war. Die gefüllten Schläuche froren bald steif. Dann konnte die festgefrorene Masse, samt Schlauch, in Scheiben geschnitten und für Suppen oder andere beim Eskimo beliebte Gerichte verwendet werden.

Inzwischen hatten wir alles aufgepackt und rüsteten zum Rückzug, als wir weither über das Eis hinziehend den langgezogenen Signalaruf Ooooooh... Ooooooh... schallen hörten. Es kam aus der Richtung, von der wir gekommen waren, also von Haus. Sofort riefen sämtliche Eskimos in den verschiedensten Tonarten zurück: Ooooooh... Ooooooh... und setzten sich mit beschleunigter Gangart, den Kopf weit vorgestreckt, in Bewegung. Es war ein Warnruf von der Küste gewesen an alle, die sich auf dem Eis befanden. Der Wind hatte gedreht, und es bestand die größte Wahrscheinlichkeit, daß er bald vom Meer her blasen würde. Dieser Meerwind ist aber einer der tödlichsten Feinde des arktischen Jägers. Wehe dem Mann, der sich zu weit vorgewagt und nun, abgeschnitten vom festen Land, vom treibenden Packeis hinausgetrieben wird zwischen die unwegsamen schwimmenden Schollen. Hunger und Frost machen kurze Arbeit mit ihm.

Als wir ankamen, herrschte große Freude. Ich mit meinem Seehundskopf kam als zweiter in der langen Reihe. Das ist der Ehrenplatz bei den heimkehrenden Jägern. Seccabruno war gleich zur Stelle, lächelte, gratulierte und brachte frisches Trinkwasser. Ich hielt den bärtigen Kopf des erlegten Seehundes, mit dem wir beladen waren, und die Eskimofrau vollzog die Zeremonie, indem sie Wasser über die gefrorene Schnauze goß, während die ganze Gesellschaft schweigend daneben stand. Dann wurden wieder alle vergnügt, und Boten wurden in die benachbarten Igloos gesandt, um die Bewohner zum Festessen zu laden.

Das Festessen war eine Sehenswürdigkeit für sich. Etwa 20 Personen aller Altersstufen, von vier bis zu sechzig Jahren, fielen über das Seehundfleisch her, das geschnitten, in Streifen zerteilt und verteilt wurde bis auf das letzte eßbare Stückchen. Alle saßen

im Freien auf dem gefrorenen Schnee und vertilgten das Fleisch so, wie es von dem gefrorenen Leib geschnitten wurde. Die Eingeborenen arktischer Länder essen das Fleisch so am liebsten — auch Fische. Die gute Hausfrau hält eine Fischmahlzeit bereit, falls die Jäger, was auch vorkommt, einmal mit leeren Händen heimkehren. Es war lustig zu sehen, wie sich Klein-Ulana und Kugnoruk über die kleineren Fische hermachten, die auf ihr Teil entfielen, wie sie sie roh und unzerteilt in ihre kleinen Mäuler stopften und mit Wohlbehagen verzehrten, während sie die Finger in die allgemeine Soßenschüssel voller Seehundsfett tauchten und sie zwischendurch ableckten, wie die Großen es taten.

Erst ein oder zwei Tage später, als wir uns zu einer Seehundsjagd in Fellbooten rüsteten, erfuhr ich, warum mein junger Freund Kit-

senna so ungehalten über mein Ansinnen gewesen war, mir die Leber des Ugruk zu tragen. Dieses Mal hatten wir einen mittelgroßen Seehund erbeutet und über Bord gezogen, und jeder beglückwünschte Kitsenna, der ihn geschossen hatte. Da wandte sich der junge Mann mir zu und sagte mit bedeutsamer Höflichkeit: „Du siehst, ich bloß Kopf nehme, guter Jäger tut das immer.“ Anscheinend erwartet man von dem glücklichen Jäger, daß er die gesamte Beute unter die Kameraden verteilt und nur den Kopf für sich behält. Ich hatte nun auch die Leber beansprucht, und da ich damals nur dank Ipnoraks Liebenswürdigkeit der Held des Tages gewesen, war mein Verstoß gegen die Jagdetikette um so ärger.

Einige Tage später wurde ich zu einer andern Art Seehundsjagd eingeladen. Das ganze Unternehmen unterschied sich völlig



Abendidyll bei den Eskimos

von dem eben beschriebenen. Längs der arktischen Küste sind viele Einschnitte und Buchten, in denen das Wasser gänzlich zufriert, wie ein dicker Eiskeil von 6—10 Fuß Dicke, viele Quadratmeilen groß. Darunter befindet sich natürlich Seewasser mit Fischen, Krebsen und — Seehunden. Der Seehund kann durchschnittlich nur 10 oder 12 Minuten unter Wasser bleiben. Wie gelingt es ihm aber, trotz der dicken Eisschicht, die ihn vom Tageslicht trennt, frische Luft zu schöpfen? Er bohrt ein vertikales Loch ins Eis und hält es offen. Doch ist bei dem stets frisch fallenden Schnee dies Loch für den Jäger fast unmöglich zu entdecken, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Seehund hinaufkäme, um Luft zu holen. Allerdings ist dieses Verfahren so unsicher, daß der Jäger nicht viel damit beginnen kann; denn er — in diesem Fall also Ipnorak — muß notgedrungen für sich und seine hungernde Brut zu Hause etwas zu essen heimbringen. Darum hat er den Hund dressiert, ihm bei Auffindung der Luftlöcher behilflich zu sein. So geht er mit seinem dressierten Hund, Amuktulik genannt, die Bai mit den Eislöchern entlang. Bald hat der Hund das Loch entdeckt. Ipnorak kommt herbei und findet eine kleine verräterische Vertiefung im Schnee, die, wie er weiß, die obere Öffnung des Seehundlochs verdeckt, das nur wenige Zoll im Durchmesser hat. Er nähert sich bedächtig dem kleinen Schneehäufchen, wo der Hund schnüffelnd, mit allen Zeichen der Erregung steht, in der Erwartung, nun endlich etwas zu tun zu bekommen. Er stößt den Hund beiseite und kniet nieder. Durch die kleine Schneevertiefung preßt er eine Art Sonde, einen Stab, von der Größe und Form eines Bleistiftes. Den läßt er nun dort stecken, ohne daß ein Millimeter davon oben zu sehen wäre. Er hat das Loch unten endgültig gefunden. Jetzt heißt es stehen und warten, mit Wurfleine und Speer in der Hand, auch die Eisaxt fehlt nicht. Fliegt nun der kleine Stab plötzlich in die Höhe, so erkennt man daran, daß ein Seehund hinaufgekommen ist, um einen Atemzug zu tun. Wir beobachteten nun zwei Löcher zugleich und verbringen zwei eisigkalte Stunden mit vergeblichem Warten. Mit einem dritten haben wir mehr Glück. Hund

und Herr betätigen sich ebenso wie vorher, und schon nach ein paar Minuten geht der kleine Stab hoch, und Ipnoraks gezückte Waffe bohrt sich in das Loch. Mit tödlicher Sicherheit stößt der mit Widerhaken versehene Speer durch die verborgene Öffnung ins Eis und in den Hals des unglücklichen Seehunds, dessen Schnauze versucht hatte, die Schneekruste zu durchstoßen, die ihn von der frischen Luft trennte. Nun herrscht große Aufregung bei den Jägern. Zwei oder drei ergreifen die Leine und ziehen sie hoch. Ipnorak arbeitet mit seiner Axt, um das Wasserloch zu verbreitern. Und da taucht der Kopf eines kleinen Seehundes empor, in dessen Hals fest der Widerhaken sitzt.

Ich konnte später noch ein paar schöne Aufnahmen machen von dem Verfahren, sich an den Seehund heranzupürschen, wenn er gegen Ende des Winters heraufkommt, sich auf den Eisschollen zu sonnen. Dann erst entwickelt der Jäger die ganze angeborene Geschicklichkeit des Urmenschen. Um überhaupt in Wurfweite des Seehunds zu gelangen, muß der Jäger selbst fast zum Seehund werden. Er muß kriechen wie ein Seehund, liegen wie ein Seehund, die Luft schnüffeln und sich aufrichten wie ein solcher, um die wirklichen, die auf den Eisschollen umherliegen, zu täuschen. Ein einziger Fehler, eine ungeschickte Bewegung, ein den Seehunden fremdes Geräusch hieße nicht nur jeden Seehund, der den Betrug gemerkt hat, verschrecken, sondern auch alle andern, in Sehweite befindlichen.

Jeder Außenstehende sollte meinen, daß der Eskimo in seinem unausgesetzten Kampf mit den Elementen der Unterliegende sein müsse. Doch er behält die Oberhand. Das gelingt ihm, weil er das Unvermeidliche als gegeben und ohne Lamento hinnimmt. Es fällt dem Bewohner der Arktis niemals ein, über sein Geschick zu philosophieren, darüber zu klagen oder zu schelten, wie so viele andere Völker, die auf größere Zivilisation, sogar auf höhere Intelligenz Anspruch erheben. Der Eskimo nimmt die Dinge, wie sie sind, und setzt seinen ganzen Scharfsinn dagegen ein. Und er bleibt Sieger.

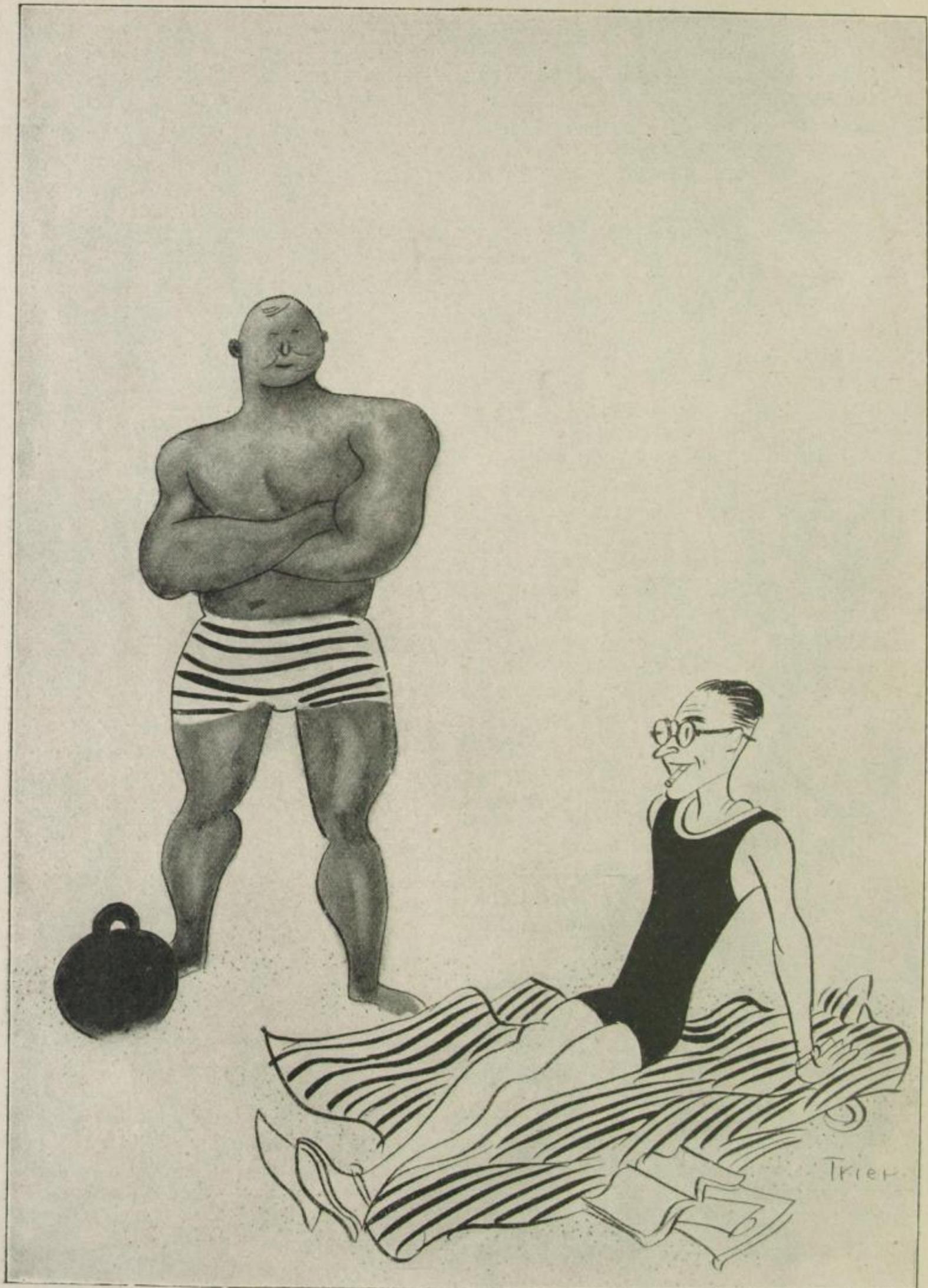
*

(Berechtigte Übersetzung von H. Hirschbach.)



Zeichnung von W. Trier

In der Sommerfrische: Der Filmheld



Kraft und Geist am Badestrand

HOTEL ZUR HIMMELSHÖHE

Novelle von Henning Berger

I.

Die ersten Worte, die an meine schmerzenden Ohren drangen, als der elende Karren mit einem letzten Krachen und unter durchdringendem Aufkreischen des Strandkieses endlich anhielt, waren:

„Kein Platz! Fahr weiter!“

Im gleichen Augenblick verschwand der letzte Septembermond hinter einer apfelfelben Wolke. Ich konnte nur undeutlich eine Reihe Anhöhen und einige schwarze Mansardendächer, eine grünweiße Häuserflucht und sechs erleuchtete Fenster unterscheiden. Irgendein freundlicher Kettenhund bellte hitzig, und brausend erklang das Meer.

„Wo sind wir?“ fragte ich verzweifelt, außerstande, mich zu bewegen.

„An der Himmelshöhe, Herr.“

„An der Himmels — — und was ist das für eine Hölle?“

Nun ließ sich die fremde Stimme hören:

„Wer nennt ‚Hotel Zur Himmelshöhe‘ eine Hölle?“

Ich raffte meine letzten Kräfte zusammen und schrie:

„Ich hier oben! Noch einmal, wenn Sie wollen: eine Hölle! Aber ich sage das nur, weil ich nicht hineinkommen kann. Es geht mir ähnlich wie dem Fuchs mit den Weintrauben.“

Ich glaube nicht, daß man von meinem Redeschwall mehr als das Wort Hölle verstand. Aber das mochte genügt haben; denn die abweisende Stimme sagte:

„Steigen Sie aus und kommen Sie herein.“

— „Fahr' dann zum Giebelschuppen,“ hörte ich noch.

Ich machte wirklich einen Versuch, mich zu erheben, aber ich sank sofort wieder auf den Sitz zurück. Es schien mir, als ob meine Beine gleich über den Knien abgesägt seien und ein paar Schraubenzieher sich mir ins Kreuz bohrten. Es wurde vor meinen Augen schwarz, und im Munde hatte ich einen Blutgeschmack.

„Ich bin krank,“ stotterte ich. „Helfe mir doch einer, zum Teufel!“

Ich weiß nicht, ob der Kutscher mich am Ulsterkragen hielt oder der Mann unten mich mit der Faust an der Brust packte, als ich fiel; jedenfalls glaubte ich einen Augenblick lang, bevor ich das Bewußtsein verlor, durch den Raum zu schweben und mondbeschienene Wogen gegen ein weißes Etwas heranrollen zu sehen. Dann erkrankte ich heftig, wurde in einer schwankenden Kajüte hin- und hergeworfen, erhielt einen Schlag vor die Stirn und war weg.

II.

Ich erwachte in einem Zimmer, das ich erst für eine Zelle hielt. Ich habe noch nie eine Zelle gesehen, aber ich habe mir oft dieses Fremdenzimmer eines Gefängnisses vorgestellt. Länglich, schmal, hoch oben ein Gitterfenster, eine Tür mit Guckloch, Steinfußboden und eine Pritsche. Zuweilen habe ich im Traum auch eine Wasserkanne, ein Kruzifix, eine Bibel und eine Roßhaarpeitsche gesehen. Aber das sind vermutlich Reminiszenzen aus einer Klosterbeschreibung.

Nun gut, ich erwachte und schlug die Augen auf.

Ich lag auf einem sogenannten Touristenbett, ein Licht brannte in einem alten soliden Messingleuchter (an dessen heutigen



... Kein Platz! Fahr weiter!“

Metallwert ich unwillkürlich denken mußte), und rechts hatte ich eine Art Kommode mit einer Waschschüssel und einer gesprungenen Wasserkanne. Aber am stärksten von allem nahm die Stearinkerze meine Aufmerksamkeit und meine Gedanken in Anspruch. Sie war dick wie das Licht einer Wagenlaterne, hatte die Farbe des Grünspans und brannte flackernd und knisternd, sie sah geradezu kränklich aus, eine Art Gespenst — ja, man konnte an den herumspukenden Geist eines Ertrunkenen denken. Und auf einmal hatte ich es heraus: das war ganz gewöhnliches Strandgut von der Westküste, wie es die Herbststürme antreiben, das Licht einer für immer erloschenen, über Bord gespülten Schiffslaterne.

Da fiel mir alles wieder ein, und ich wußte, wo ich war. — Jetzt hörte ich auch das langsam und eintönig rollende Meer.

Eine schreckliche Angst ergriff mich. — Hatte man durchschaut — mich vielleicht geplündert — mich ermorden wollen...

Nein, Unsinn. Ich lag hier unverletzt, allerdings noch in meinem salzbespritzten Ulster und ohne eine gerade liebevolle Pflege, aber als ich unwillkürlich mit meinem steifen Arm nach der Stirn faßte (ich hatte immer noch das Gefühl, einen tödlichen Schlag erhalten zu haben), fanden meine kalten Finger keine Wunde und kein Blut. Im Gegenteil entdeckte meine Hand bei weiterem Tasten ein daunenweiches Kopfkissen, das man kaum einem Leichnam stiftet, wenn man auch ein Totenlicht brennen läßt.

Und auf einmal war alle Ermattung, alle Müdigkeit, alles Zittern und alle Verzweiflung, aller Unmut und besonders alle Furcht verschwunden. Ich war wieder ich und niemand anders — frei von andern, von der Gesellschaft, vom Gesetze, frei von allen Sklavenketten, ich war der Freibeuter Gösta Lidberg mit der Glückssumme dreihundertdreiunddreißigtausend gestohlener schwedischer Kronen in der Briefftasche!

Da klopfte es an eine Tür, die ich vorher gesehen hatte.

III.

Ich schloß die Augen und lag vollständig regungslos wie ein Toter. Ich hörte das Meer grollen und daneben ein Geräusch wie das schwache Pfeifen einer Ratte. Vielleicht war es der Wind, der sich in einer Spalte fing.

Noch ein Fingergetrommel, und die unsichtbare Tür wurde aufgestoßen. Ein paar Holzschuhe klapperten, dann wurden sie weggeschleudert, und jemand kam auf leisen Sohlen herein.

Durch meine roten Augenlider konnte ich das Kerzenlicht flackern sehen, und ein Stoß des Seewindes strich wie hinter einem roten Lotsensignal herein. Es wehte und wogte — ich tat so, als ob ich erwachte: „Uh! Uh! Wo bin ich?“

Mitten im Zimmer stand ein junges Mädchen.

Sie hatte einen halblangen Rock an, der die sonnegebräunten Knie freiließ, als sie plötzlich auf einen Stuhl stieg, um eine Dachluke zu schließen, die ich ebenfalls vorher nicht bemerkt hatte. Das Blut stieg mir zu Kopfe: ich hatte niemals etwas so Natürlich-Schönes gesehen!

Aber in der nächsten Sekunde stand sie wieder unten.

„Geht es Ihnen jetzt besser?“ fragte sie.

Ich horchte auf. Sie sprach dänisch, doch es war mir, als ob ich eine ungekannte, aber erträumte Paradiesessprache gehört hätte. — Oh, ich war noch in dieser Welt, und frei in der Welt!

„Ja,“ sagte ich schließlich, „doch, mir geht es ausgezeichnet...“

Es war drollig, zu beobachten, wie verwundert sie mich ansah. Und jetzt konnte ich mir auch ihre Kleidung ergänzen und verbessern. Der Rock reichte bis über die Schienbeine — sehr hübsche Schienbeine mit einem Perlmutterglanz, als ob soeben eine zudringliche Schlagwelle bis an den Saum des Rockes hinaufgespült wäre — und ein weißes Leibchen, das eine bernsteingoldene Brust nur zur Hälfte bedeckte. Aber das Beste an ihr war das Gesicht. Auf einem kurzen, kräftigen, doch beweglichen Hals saß ein kleiner, eckiger Kopf, der von

schwarzem Haar wie von einem schützenden Erdwall umrahmt wurde. Das Slawische dieser Physiognomie vollendeten ein paar schiefwinklige Augen, deren Pupillen jedoch makrelenblau leuchteten.

Sie lächelte, und ich lächelte zurück.

„Sie sind jetzt besser daran,“ sagte sie, „wollen Sie Grütze haben?“

Hätte sie mir Schuhcreme angeboten, ich würde auch ja gesagt haben.

„Danke,“ flüsterte ich, „Grütze? Ja, natürlich will ich welche... ja, ja!“

Sie wandte sich um, steckte ihre ungewöhnlich weißen Füße in die Holzschuhe und klapperte hinaus. Ich stand auf.

Das Rollen des Meeres drang nicht mehr so deutlich herein, da die Dachluke jetzt geschlossen war. — Die Dachluke? War ich auf dem Boden? Dann wohl in einer Giebelkammer, denn keine Wand war schräg. Ich versuchte, durch ein Luftloch hinauszuschauen, dessen einzige Scheibe eher Horn als Glas zu sein schien, sah aber nichts. Dagegen hörte ich einige Zweige an die Fensterleisten trommeln, ich befand mich also sicher im ersten Stock. Mit einiger Anstrengung gelang es mir, den Ulster abzuziehen und auf eine alte Schiffskiste zu werfen, die in der Ecke stand. Dann schob ich den Türriegel vor — Schlüssel oder Schloß waren nicht vorhanden. Und dann eilte ich an das flackrige Licht und griff mit bebender Hand



Rasmine

QT



... Wir protesten und schwatzen. Die Schleier des Tabakrauchs umgaulsten

unter die Joppe, unter die Weste, unter die Lederjacke, unter das Wollhemd... Ja, Gott sei Dank, da hing die Brieftasche an den sorgfältig festgenähten Roßhaarschnüren, sie war noch unangetastet, ihr schwarzer Bauch war prall und elastisch, naßkalt vom Schweiß

des Körpers, man meinte einen fetten Fisch anzufassen.

Ich atmete tief auf und fühlte mich auf einmal frisch und sorglos.

Dann hörte ich auf einer Treppe die Holzpantoffeln, stieß den Riegel beiseite und



unsere Köpfe, und er ruck noch Bestlich.

öffnete die Tür: — „Willkommen, Mädle!“ rief ich heiter.

Aber statt des Fischermädchens stand da ein junger, untersetzter Mann in einem blauen Sweater, dem ein Anker und eine Flagge aufgesteckt waren. Er hatte krauses

blondes Haar, vorstehende Backenknochen, einen kleinen, fast weißen Schnurrbart und Makrelenaugen wie das Mädchen. Seine Stirn war weiß, aber sein Gesicht im übrigen braun wie Borkenspäne. Er kaute an einem Priemchen Tabak.

Als er sprach, erkannte ich die Stimme wieder, die mich begrüßt oder richtiger gesagt, abzuweisen versucht hatte.

„Wir essen unten im Speisesaal“, sagte er. „Bitte schön!“

„Danke“, antwortete ich, „ist mein Kutscher auch da unten?“ Die Zunge schob den Kautabak ganz in den Mund zurück, die Augen schielten ein wenig, als wollten sie Besteck aufnehmen, und dann lächelte er, eine doppelte Reihe unverdorbenen, aber gelber Zähne zeigend:

„Nein, der Kutscher mußte gleich weiterfahren... doppelt bezahlt... Aber wir haben Pferde und einen Mann morgen in aller Frühe...“

Ich knüpfte den Rock auf und fühlte nach dem kleinen Buckel, den die Brieftasche bildete. — Dreihundertdreißigtausend steh' mir bei, du Glückszahl!

Dann folgte ich dem Manne die Treppe hinunter.

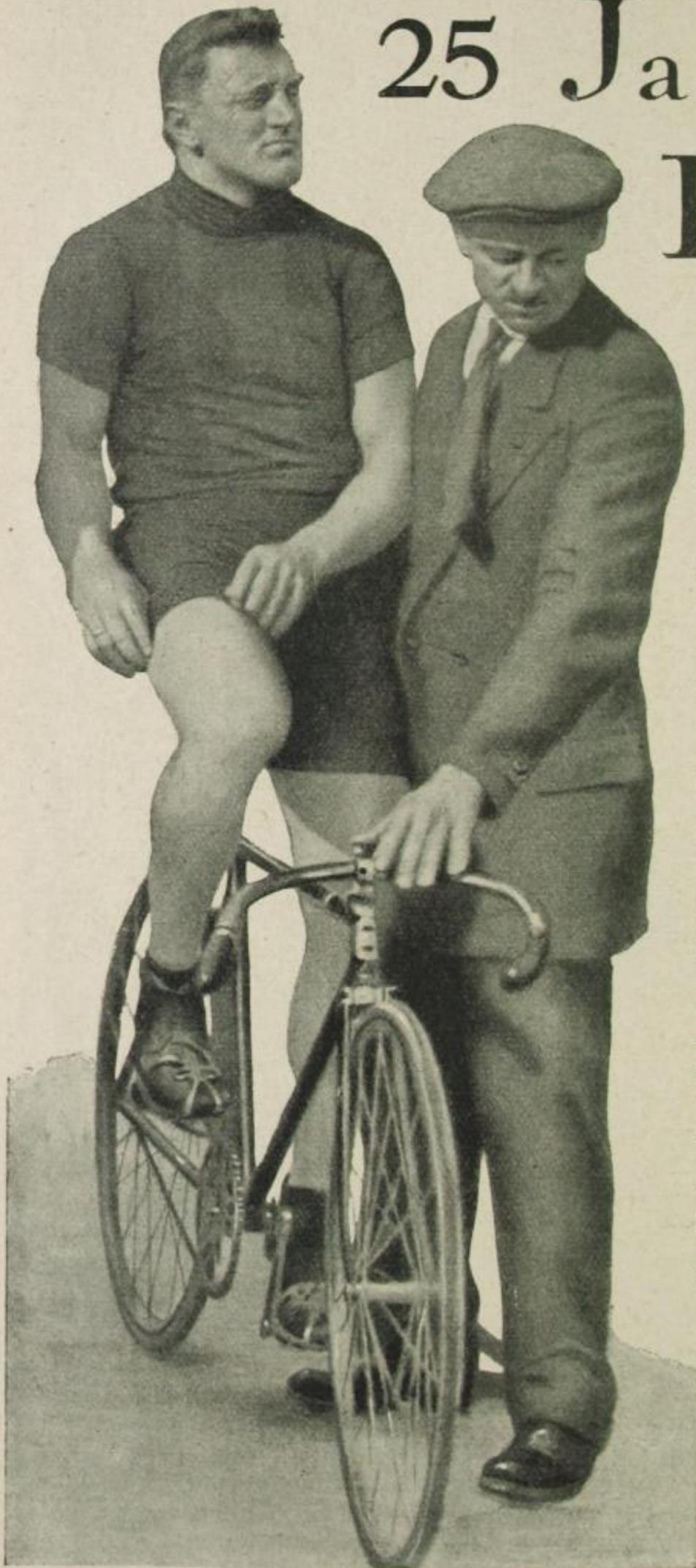
IV.

Der Speisesaal war ein großer, länglicher Raum mit nicht weniger als vier Fensteröffnungen, deren fliegenbeschmutzte Gardinen notdürftig vorgezogen waren. An jedem Fenster stand ein Tisch mit vier gewöhnlichen Rohrstühlen; überall standen leere Bierflaschen herum. In der Mitte war ein langer Tisch gedeckt; in der einen Ecke gab es ein Billard und in der gegenüberliegenden einen hübschen alten Kamin mit Messingbeschlägen. An den Wänden hingen Ölbrücke, eine Serie Jagdstücke mit Rehen.

Fortsetzung auf Seite 100

25 Jahre auf Pedalen

Von Walter Rütt



Weltmeister Walter Rütt am Start

Die Lenkstange führe ich besser als die Feder. Vielleicht ist aber so eine Silberhochzeit mit der Rennbahn, wie ich sie dieses Jahr begehe, wirklich ein Anlaß, auch dieses Match aufzunehmen. Ich will trachten, es so gut als möglich zu bestehen. Beim Rennfahren haben die Leute ja schon oft über mich gesagt, ich hätte es pneumadick hinter den Ohren, na, vielleicht kann ich zeigen, daß man auch auf andern, fremden Gebieten einigermaßen sattelfest sein kann. Man traut den Rennfahrern außerhalb ihrer Bahn nicht viel geistige Regsamkeit zu. Ich erinnere mich da an ein für mich sehr schmerzhaftes Erlebnis. Es war in Paris, wo ich mir die schwerste Verletzung in meiner Laufbahn (oder muß ich Fahrbahn sagen?) zuzog. 1913 stürzte ich dort so unglücklich, daß ich einen Schädelbruch erlitt. Der Bahnarzt war offenbar auch nicht sehr begeistert von der Durchschnitts-Intelligenz der Rennfahrer, oder aber wollte er mit einem Scherze über die elende Situation hinweghelfen, obwohl er nicht wußte, daß ich bei Bewußtsein war und ihn verstand, kurz, er sagte zum Abschluß seiner Untersuchung: „Schädelbruch. Glücklicherweise ist kein edlerer Körperteil verletzt.“ Trotz meines furchtbaren Zustandes zersprang ich fast vor Wut, und kaum war ich soweit, da sagte ich dem Medizinmann,

als er wieder an mein Bett kam, meine Meinung.

Die Sportwelt wie die Theaterwelt und wohl die Welt überhaupt urteilt schnell und oberflächlich, gibt am meisten auf das einfach Wahrnehmbare, wenn es nicht ganz unvermeidlich ist, denkt man nicht gerne nach; man schaut zu, hört zu... aus! Wär's anders, hätte sich doch schon sicher ein Radsport-Enthusiast ausgerechnet, was so ein alter Rennhase in 25 Jahren für eine Strecke zusammengefahren hat. Bitte, Enthusiasten gibt es. Da versprach mir einer erst vor ein paar Jahren, angeblich von meinem Fahren entzückt, er werde mein Landhäuschen, das ich mir damals gerade baute, mit Begeisterung verglasen. Da es aber längere Zeit nur bei der Begeisterung blieb, ließ ich mich in meinem Bauprogramm nicht stören. Als alles fix und fertig war, erschien mein Enthusiast und war wirklich empört, daß ich mich nicht an ihn gewandt hatte, und so machte er mir zwei feine Fenster, der eine Flügel vom deutschen, der andere vom amerikanischen Wappen gekrönt, auf dem einen Europa, auf dem andern Amerika; und in beiden Weltteilen wurden die Orte, an denen ich schon gestartet bin, eingezeichnet. Ich glaube, es ist ein ganz originelles Fenster. 108 Städte der ganzen Welt sind auf diesen Glaskarten markiert. Aber der Enthusiast hat mich wieder vom Thema abgebracht.

Beim Ex-Weltmeister im Federgewichts-Boxen, Johnny Dundee, der nur mit Mühe in seinem Gewichte zu bleiben vermochte, hat einer ausgerechnet, daß er in seinem Leben oder richtiger in knappen fünfzehn Jahren... 4000 Kilogramm abtrainieren mußte. Bitte, dieser kleine Mann von kaum 60 Kilo. Man kann also sagen, Johnny Dundee hat in seiner Boxerkarriere zehn Ochsen geschwitzt oder drei Autos oder 1000 Paar Boxhandschuhe oder zwei Prozent des Inhaltes des großen Heidelberger Fasses voll. Vielleicht kämen aber nicht minder originelle Ziffern zustande, wenn man einen Rennfahrer „addierte“. Er ist vielleicht in 25 Jahren Rennen und Training 3,6mal um die Erde gefahren, die verbrauchte Muskelkraft reichte hin, um eine Stunde lang die Kruppschen Werke auf dem „laufenden“ zu er-

halten oder ein dreistöckiges Haus zu bauen (oder sonst etwas zu tun, was man nicht genau ausmessen kann), die Luft, die er in 25 Jahren in seine Schläuche gepumpt, ergäbe, ließe man sie auf einmal entweichen, einen fünf Minuten langen Zyklon, das Öl... also, es wäre ganz originell. Vielleicht versucht es einmal jemand, ich werde mich für das Ergebnis sehr interessieren. Persönlich bin ich der Ansicht, daß eine biedere Lokomotive schon ganz anständig laufen und schnaufen muß, bis sie so eine Rennfahrer-Laufbahn durchmessen hat.

Wahrscheinlich habe ich mir da in meinem Federrennen einen falschen Start geleistet, aber der „Uhu“ hat mich ja gebeten, nicht einfach zu schreiben „geboren... gefahren... gewonnen... verloren...“ Fehlt gerade noch gestorben. Ich habe nicht die Absicht, mir einen Jubiläums-Nekrolog zu schreiben, im Gegenteil, ich will wieder einmal frisch zu leben anfangen.

Ich wurde in Morsbach bei Aachen geboren, wo mein Vater Stationsassistent war. Wären wir dort und mein Vater Beamter geblieben, so wäre ich nie in meine spätere Bahn gekommen. Wir übersiedelten aber nach Köln, mein Vater wurde Gastwirt, und ich kam als Amateur auf die Rennbahn. Premiere: 27. Mai 1900, Erstlingsfahren, Sieg. August Lehr sagte nicht viel später zu meinem Vater: „Was soll der Junge für Löffel und Pokale fahren, in dem steckt mehr.“ Ich wurde Berufsfahrer. Mein Vater war klug genug, mir zu sagen, ich müsse anfangs nicht so sehr aufs Verdienen aus sein, sondern aufs Lernen. So reiste ich kreuz und quer durch Europa, mehr als jeder andere deutsche Fahrer meiner Zeit; ich startete auf den verschiedensten Bahnen gegen die verschiedensten Leute und gewann — vorläufig nur Erfahrung, dafür erfuhr ich mir später Gewinne. Schon 1902 bis 1903 war ich der einzige deutsche Fahrer, der dem berühmten Neger Major Taylor erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte. 1904 hatte ich meine zweitbeste Saison. Ich gewann in einem Zuge zwölf große Rennen, darunter den Großen Preis der französischen Republik. Erst fast zehn Jahre später, 1913, landete ich eine noch schönere Serie, da

gewann ich von 53 Starts 51, siegte in den Großen Preisen von Paris, Kopenhagen und Berlin und in der Weltmeisterschaft. Das war mein größter Triumph. Fünfmal war ich zwar im Endlaufe um den Weltmeistertitel, aber nur dieses eine Mal blieb ich siegreich. Auch im Großen Preis von Paris hatte ich großes Preispech. Fünfmal war ich auch hier im Endlaufe, viermal war ich Zweiter und nur einmal Sieger.

Die „Sidney Thousand“.

Zwischen 1904 und 1913, meinen erfolgreichsten Jahren, lag aber auch allerhand. 1905 bis 1906 war ich in Australien. Im bestdotierten, aber auch im schwierigsten Rennen der Welt wurde ich Zweiter. Die „Sidney Thousand“ brachten dem Sieger 750 Pfund. Es war ein Meilenrennen (1609 Meter), im Endlaufe fuhr ich in 1 Minute 54,6 Sekunden. Hätte ich das Rennen gewonnen, wieder wäre wohl meine Lebensbahn in ganz anderer Richtung gerannt. Für den Fall meines Sieges hatte ich schon einen

mehrjährigem Kontrakt für Australien in der Tasche, und schließlich hätte ich dann wohl dort ein Hotel erworben. Aber — es gewann Dick Ahrends, übrigens derselbe Dick Ahrends, der später Skuller-Weltmeister wurde. Er war auch ein Riese und enorm schwer. Infolge seiner überaus seltenen Schuhnummer hatte er an seinem Rade Pedale, die eigens



Nach Beendigung eines 6-Tage-Rennens

für ihn von einer englischen Firma angefertigt wurden. Die „Sidney Thousand“ hatten neun Vorläufe, und man mußte in jedem davon wenigstens unter den ersten Dreien, um beim Schlußlaufe mit dabei sein zu dürfen. Zwölf Konkurrenten traten zum Endkampfe an. In Australien kamen übrigens auch die „Six days“ zu mir. Mac Farland, der große Mac Farland, Sechstagerfahrer und Manager, kam zu mir und sagte mir: „Rütt, wenn Sie in Paris ein Telegramm erhalten, nach New York zu den ‚Six days‘ zu kommen, dann packen Sie zusammen und reisen Sie. Ich will mit Ihnen fahren.“ Wer war stolzer als ich! Mac Farland hatte mich „entdeckt“, wollte mit mir die Sechstagerfahren. Es war mein erstes Sechstagerrennen, wir wurden Dritte. Aber schon ein Jahr darauf, 1907, gewann ich mit dem Holländer Stol die New-Yorker „Six days“. Wir waren die erste europäische Mannschaft, der das gelang, und die Sechstagerrennen sind in New York doch schon seit 1896 in Schwung. Ich wurde Spezialist für diese Rennart. 1908 war ich mit Stol Zweiter, netto eine halbe Radlänge (bei einigen tausend Kilometern) hinter Mac Farland-Moran. 1909 siegte ich aber wieder mit dem Australier Clark, im nächsten Jahre endete ich mit demselben Partner an zweiter Stelle, aber 1912 war ich schon wieder im Siegerpaare, diesmal mit Vogeler. Erst 1921 kam ich wieder zu den New-Yorker Sechstagerrennen, wurde mit Lorenz Dritter, dann noch im selben Jahre mit Curnburn Zweiter. Der Ausbruch des Krieges hatte mich in Amerika überrascht. Ich wartete ein Weilchen, um dann im Oktober 1914 unter falschem Namen auf einem dänischen Dampfer via Christiania nach Mitteleuropa zu kommen. Ich diente bei den Kraftfahrern und bestritt nur Wohltätigkeitsrennen. Nach Kriegsende war ich der erste deutsche Sportler, der in Italien an den Start ging. Ich war ein wenig befangen, aber ich siegte gegen Moretti und Verri, und so gewann — ausgerechnet — ein deutscher Fahrer den „Prix Brouillon“, den zur Erinnerung für den großen französischen Rennfahrer gestifteten Preis. Das Publikum war begeistert, und ich mußte zwei Ehrenrunden fahren, was mir sonst noch nie passierte.

Ich mußte wieder fahren, denn mein Vermögen war so ziemlich weggekriegt. Leider ist es um den deutschen Nachwuchs nicht zum besten bestellt. Sonst hätte ich wohl nicht noch nach dem Kriege dreimal die Meisterschaft gewinnen und zweimal in ihr als Zweiter enden können. Schließlich bin ich doch schon 42 Jahre alt. 1924 kam ich bei den Sechstagerrennen zu Berlin mit Lewanow auf den dritten, 1925, allerdings mit dem ganz ausgezeichneten Aerts, sogar auf den ersten Platz. Im letzten Berliner Sechstagerrennen fiel ich dem Massensturz in der 28. Stunde zum Opfer. Ich holte mir eine Schufterverletzung und durch die Speichen eine schöne Schnittwunde. Daran wäre ja nichts Bemerkenswertes, aber ich hatte mir auch, was sich erst herausstellte, als die Bandagen von den Armen kamen, beide Hände gebrochen — ohne daß ich es gewußt hätte.

Ob mein Sohn in meine Radspur treten wird, wenn ich im Herbst „abrüste“, weiß ich nicht. Er ist jetzt 19 Jahre alt und ein sehr guter Amateurfahrer. Eigentlich hat es von bekannten Sportvätern nur Walthour zu einem ebenso erfolgreichen Sohne gebracht, und auch der junge Walthour kommt nur in Mannschaftsrennen, nicht in Einzelbewerben an die Klasse seines Vaters heran. Was für ein Boxer war doch der alte Fitzsimmons. Sein Sohn ist ein prächtiger Junge, ein Riesenkerl, aber doch nur ein Boxer von Durchschnittsmaß. Ich habe über die „sportliche Vererbung“ so meine eigenen Gedanken. Dann ist die heutige Jugend, die Nachkriegsgeneration, viel nervöser, als wir es waren. Als ich so alt war wie mein Junge heute, war ich viel robuster. Auf ihn, der sehr sensibel ist, wirkt alles gleich viel stärker. Das Wetter, die Zuschauer oder gar ein Sturz...

Beinahe gerädert.

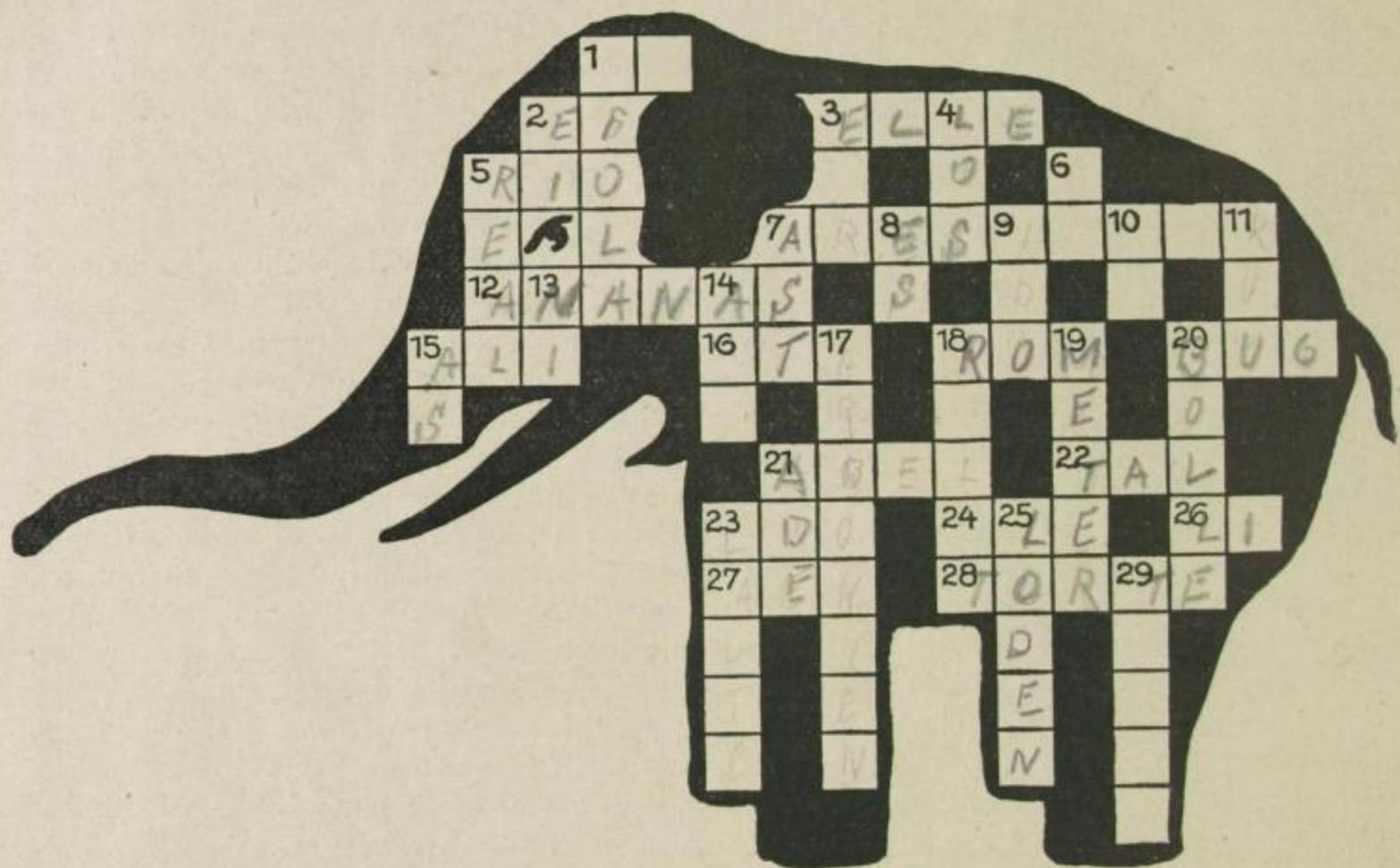
Darf ich auch einige Episoden aus meinem Leben erzählen? Nun, ich denke, ich habe schon ein paar erzählt. Aber eine ist vielleicht wirklich ein wenig außergewöhnlich. Ich freue mich, daß ich sie berichten kann. Es hing an einem Haar und es wäre mir wohl kaum mehr möglich gewesen. Weihnachten 1903 sollte ich auf der Winterbahn in Frankfurt am Main starten. Mit Renn-

maschine und Kofferchen wanderte ich zur Bahn. Ich kam aber auf den verkehrten Bahnsteig und noch dazu im Moment, da mein Zug die Halle verließ. Mit mußte ich, also sprang ich auf den Gepäckwagen. Die Tür ging nicht zu öffnen. Da hing ich mehr als ich stand auf dem Trittbrett, Rad und Koffer in der Hand, und dazu sauste der Zug durch die Winternacht, und der Frost schnitt wie ein Messer. Kein Schreien, Schlagen und Toben half, niemand hörte mich. Ich war entschlossen, wenn ein Gegenzug oder ein Tunnel kommen sollte, Rad und Koffer zu opfern, sonst wäre ich wohl unausbleiblich hinweggerissen worden. Glücklicherweise kam kein Gegenzug und auch kein Tunnel, aber nichtsdestoweniger wurde meine Lage oder Stellung von Minute zu Minute — im wahren Sinne des Wortes — unhaltbarer. Das frostige Abenteuer wäre wohl tragisch ausgegangen, wenn mich nicht irgend jemand beim Durchfahren einer kleinen Station am letzten Wagen hängen gesehen hätte. Er alarmierte die nächste Haltestelle, der Zug wurde angehalten, und ich wurde „eingeholt“. Ich war vollkommen erstarrt und konnte lange Zeit nicht einmal sprechen. Es war höchste Zeit gewesen, lange hätte ich es wohl nicht mehr auszuhalten vermocht.

Meine ersten 1000 Mark.

Den ersten Tausender verdiente ich mir 1902 im Großen Jubiläumspreis von Leipzig. Eine starke internationale Konkurrenz war am Start, aber ich kam doch nach Vor-, Zwischen- und Hoffnungslauf in den Endlauf. Myers (Holland), Jankins (England) und Buisson (Frankreich) waren meine Gegner. Ich war also der einzige Deutsche im Felde. Der Bahndiener hatte die Flaggen der vier beteiligten Nationen ausgebreitet, da trat Herr Schneider vom Verbands Deutsche Radrennbahnen zu mir und sagte: „Na, junger Mann, schaffen Sie's. Wir möchten gerne die deutsche Flagge aufziehen.“ Mit Myers neben mir flog ich durchs Ziel. Als ich auf der andern Seite der Bahn dahinfuhr, sah ich, wie die deutsche Flagge den Mast hinaufkletterte, ich hatte also gewonnen. Vor Freude wäre ich fast vom Rade gefallen. Das waren meine ersten 1000 Mark.

UNSER NEUES KREUZWORTTRÄTSEL



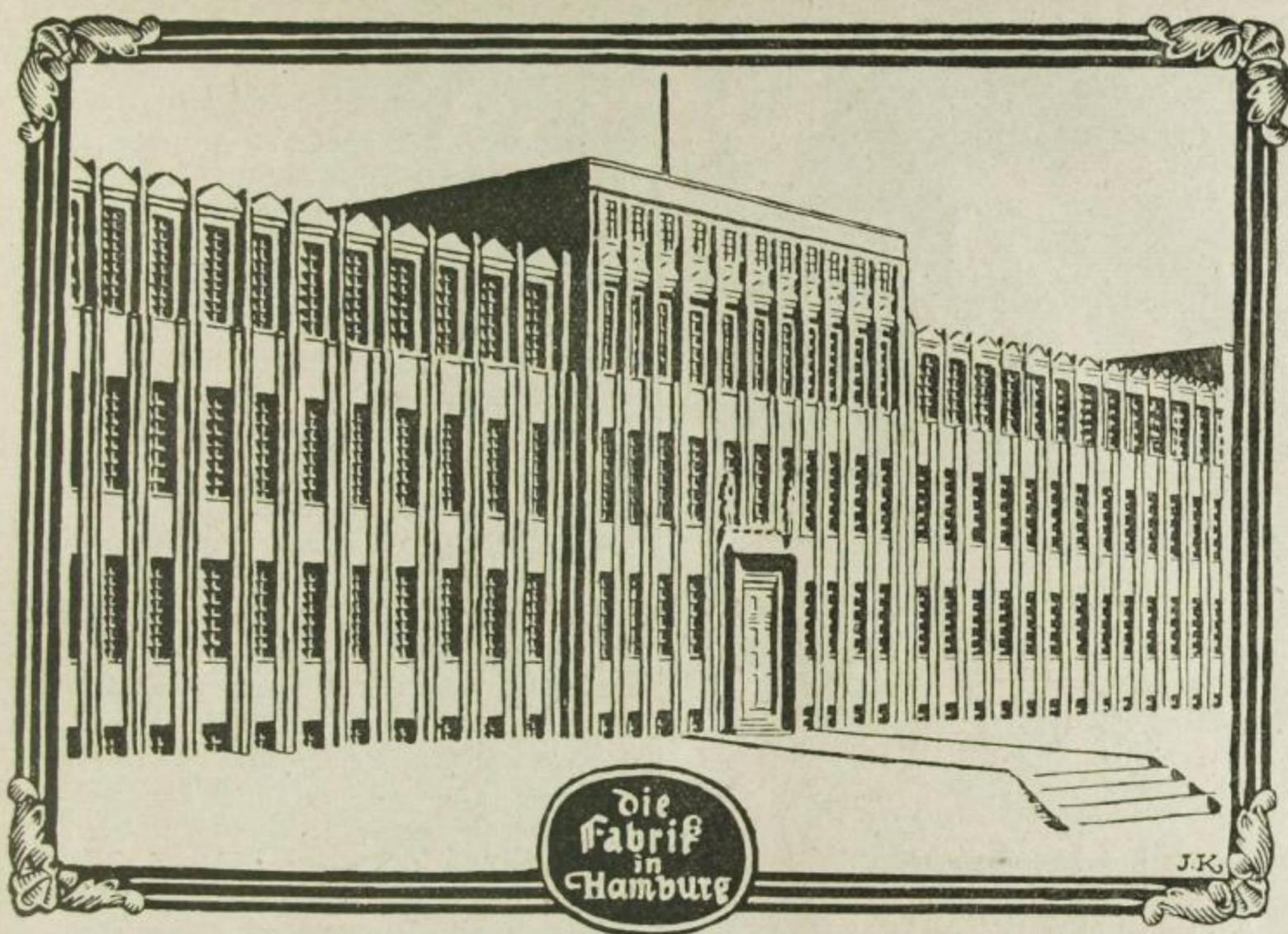
In den senkrechten Reihen:

- | | |
|--------------------------------------|--|
| 1. Kurort in der Schweiz | 13. Chemische Bezeichnung |
| 2. Nahrungsmittel | 14. Physikalische Bezeichnung für Luft |
| 3. Arbeitseinheit | 15. Spielkarte |
| 4. Lotterieanteil | 17. Französisches Waldgebiet |
| 5. Spanische Münze | 18. Sprengstoff |
| 6. Chemische Bezeichnung | 19. Längenmaß |
| 7. Baumteil | 20. Bekannte Meierei |
| 8. Tonstufe und persönliches Fürwort | 21. Abschiedsgruß |
| 9. Weltsprache | 23. Musikinstrument |
| 10. Faultier | 25. Stoffart |
| 11. Haustier | 29. Tanz |

In den wagerechten Reihen:

- | | |
|-----------------------------------|---|
| 1. Flächenmaß | 20. Schiffsteil |
| 2. Persönliches Fürwort | 21. Biblischer Name |
| 3. Altes Längenmaß | 22. Bodensenkung |
| 5. Spanische Bezeichnung für Fluß | 23. Gedichtform |
| 7. Griechische Männergestalt | 24. Reitergruppe im mazedonischen Heerwesen |
| 12. Südfrucht | 26. Chinesisches Maß |
| 15. Türkischer Männername | 27. Hirschart in Lappland |
| 16. Griechischer Buchstabe | 28. Gebäck |
| 18. Europäische Hauptstadt | |

(Die Auflösung dieses Rätsels folgt in der nächsten Nummer.)



Qualitätsarbeit und Großbetrieb sind im Grunde Gegensätze. Wir sehen unsere Aufgabe darin, sie miteinander zu verbinden. Unsere kürzlich eröffnete Fabrik in Hamburg-Wandsbek verfügt über ganz neuartige Einrichtungen, deren wichtigste darin besteht, daß sie in allen Räumen, in welchen unser kostbares und empfindliches Rohprodukt verarbeitet wird, dasjenige Klima—nämlich das richtige Verhältnis von Wärme und Feuchtigkeit—erzeugt, welches der edle Orienttabak zur vollen Entfaltung seines Aromas benötigt. Diese Anlage ist selbst bei größten Arbeitsmengen wirk-
 samer und genauer, als das mühevollste Streben des Fachmannes im Kleinbetrieb und ergänzt somit die rationelle Herstellungsart im Großbetriebe um einen weiteren Vorzug, den der Qualitätsarbeit.

Zigarettenfabrik  Haus Neuerburg



Deutscher
Kräutergeist
 ERSTKLASSIGES
 KÖLNISCHES
 WASSER
 GUSTAV BOEHM
 OFFENBACH·M

HOTEL ZUR HIMMELSHÖHE

Fortsetzung von Seite 93

Hasen und Rebhühnern. An der Decke brannten zwei kuppellose Petroleumlampen. — Es war niemand im Saal, aber ich hörte Stimmen in einem Nebenzimmer — es klang so, als ob Karten gespielt würde.

„Wir haben Grütze und Schollen“, sagte mein Wirt, „und selbstverständlich Butter und Schwarzbrot. Wünschen Sie einen Schnaps und Bier? Kaffee ist auch da —“

„Danke“, murmelte ich und versuchte heiter auszusehen, obwohl meine Aufgeräumtheit ebenso schnell verschwand, wie sie gekommen war. Der große leere Saal wirkte in dem unbehaglichen grellen Lichtscheußlich, und das eilige Verschwinden meines Kutschers erfüllte mich mit allerlei unheimlichen Ahnungen. — Hatte nicht in der vergangenen Nacht mein Wirt Krischan (Kristian) Thomsen — denn so hieß der Inhaber oder richtiger Pächter des Hotels Zur Himmelshöhe — hatte er nicht zuerst gesagt, daß kein Gast mehr Platz finden könne und forderte er mich nicht eben auf, herunterzukommen: „Wir essen im Saale.“ Aber da war ja kein Mensch zu sehen...

Doch in diesen Betrachtungen wurde ich plötzlich unterbrochen. Thomsen öffnete eine dunkelgrüne Tür mit hellgrauen Rändern, hinter der man einen Wandschrank hätte vermuten können, und rief:

„Halloh, meine Herren, darf ich bitten, das Essen ist angerichtet!“

Daraufhin gab es drinnen einen fürchterlichen Spektakel — ein Fluchen, Krachen von Faustschlägen, Getrappel und Gepolter. Man schrie nach Bier, Kognak und Sodawasser, Zigarren und Branntwein. Münzen klirrten, Scheine knisterten. Ein wirres Gerede entstand, und durch die offene Tür strömte dicker Tabaksrauch in den Speisesaal. Thomsen brüllte in die Küche hinaus:

„Rasmine! Beeil dich, schaff' Ordnung unter ihnen.“

Das Mädchen mit dem schwarzen Haarwulst und dem kurzen Rock eilte durch den Saal. Sie trocknete ihre nassen Hände mit der Schürze, und ihr Gesicht war von der Herdhitze rot.

„Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte der Wirt zu mir gewandt. „Es macht wohl nichts, daß ich in Hemdsärmeln bin,“ fügte er hinzu.

„Haha, nein, nein,“ blökte ich, mit dem Versuch zu lachen. Ich wurde nervöser und nervöser. Wer waren die Kartenspieler? Bilder von Inspektoren, Strandvögten, Waldhütern, allerlei Küsten- und Grenzwächtern, Zoll- und Polizeibeamten flogen in einem unheimlichen Gaukelspiel durch mein Hirn; wieviel für meine Ergreifung ausgesetzt war... (ja, ich wußte zwar noch nicht die Summe, aber prozentual wohl etwa dreitausend oder dreitausendfünfhundert —) ah, da kommen sie.

Es waren vier Herren, die dem Aussehen nach Brüder, ja Vierlinge, hätten sein können. Sie waren alle knallrot, wohlbeleibt, ihr Alter dreißig bis vierzig. Sie trugen alle Lederwesten und dicke, goldene Uhrketten, hatten Gummikragen und Pulswärmer, Stiefel mit Spitzkappen und im linken Mundwinkel eine lange Pfeife, die auf den Magen hinabhing. Sie waren alle glattrasiert und kahlköpfig, und ihre kleinen, wasserklaren Augen saßen zwischen doppelten Fettpolstern, die in der Beleuchtung von oben violett aussahen. Ich atmete leichter.

Es waren, wie ich gleich zu wissen bekam, zwei Pferdehändler, ein Schlächter und ein Fischaukäufer — alle verdienten sie an Deutschland, für das sie rechtschaffen arbeiteten. Und sie hießen — ich weiß es noch — Dalsgaard und Lansgaard, Holmland und Skovbye.

Wir setzten uns, und es kam gleich eine Literflasche auf den Tisch: Kümmelschnaps. Man trank ihn zur Gerstengrütze, die mit Zwetschen, Apfelmus und eingemachten Preiselbeeren vorgesetzt wurde. Es folgte der Fisch, und wir tranken mehr Brantwein, dazu das alte, schwarze Bier. Wir schrien und schwatzten, ich fühlte mich von neuem warm und zufrieden.

In den Kaffee gossen wir Kognak — das hieß dann Kaffeepunsch.

Ich bot dicke Zigarren mit Leibbinde herum. Schlächter Holmland fragte den Wirt, ob er nicht noch irgendwo einen alten Jamaika hätte. — Ja, es wäre noch ein Fläschchen da mit einer Negerprinzessin

Bayer- FILM



*Liebe Eltern!
Viele Grüße aus der Sommerfrische. Onkel gelingt jede Photographie, weil er stets den „Bayer-FILM“ gebraucht.
Herzbl. Grufs
Wir Vier.*



*Photographie ist Kunst,
Kunst ist Wertarbeit,
Wertarbeit bedingt bestes Werkzeug,
Also nur „Richtsichel“-Kameras!*

auf dem Etikett — Pferdehändler Lansgaard murmelte etwas von „Schampanjer“. — Aber Dalsgaard wünschte, wir sollten einen Fünf-Kronen-Skat spielen, und Skovbye fragte nach dem Grammophon — er wollte mit Rasmine tanzen. — Rasmine hatte bei Tisch aufgewartet, und ich hatte sie dann und wann von hinten ins Bein gekniffen.

Wir prosteten und schwatzten. Die Schleier des Tabakrauches umgaukelten unsere Köpfe, und es roch nach Bratfisch, Rum und Kaffee. Zuweilen sangen wir ein Stückchen — das heißt: ich hörte nur zu:

„Es war ein Sonntag abend,
Ich wartete auf dich.
Du wolltest zu mir kommen,
Doch du ließt mich im Stich.“

Oder, indem wir zur Begleitung mit Flaschen und Gläsern auf die Tischplatte trommelten, erscholl es auch:

„Er ist so süß, so süß, so süß,
Der kleine Jensen
— Der kleine Jensen...“

Und Herr Skovbye, der Pferdeschwindler, schlug seine Arme um Rasmine, zog sie auf sein Knie und kitzelte sie, daß sie aus vollem Halse schrie wie eine Pfeife.

Mitten in dem Lärm donnerte es an der Hoftür los, so daß der Hund, der in der Küche lag, mit wütendem Gebell hochfuhr und wir alle verstummten. Ich fühlte, daß ich bleich wurde und das Grogglas hinsetzen mußte, so schlingerte meine Hand. Krischan Thomsen ging hinaus.

„Macht nur weiter,“ sagte er, „nur immer weiter. Ich habe wahrhaftigen Gott meine Schankerlaubnis, wie es sich gehört. — Ruhig, Box!“

Er schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß die Fensterscheiben klirrten. Box, eine große, unechte dänische Dogge, drückte sich knurrend unter den Tisch.

Es blieb einen Augenblick still. Schlächtermeister Holmland stopfte seine Pfeife. — „Wegen der Papiere kann keiner was wollen“, sagte er, spuckte und schleuderte ein Streichholz quer durch den Saal. „Aber wißt ihr — hm, ja!“

Die anderen stimmten nickend ein:

„Ja, ja. Die Erlaubnis ist schon in Ordnung. Aber — hm — Thomsen nimmt es nicht sehr genau damit, was für Gäste hier kommen und gehen. In diesen Zeiten. Hm!“

Einer sagte:

„Krischan drückt auch nicht gerade umsonst ein Auge zu, so einfach gratis...“

Und ein anderer:

„Im Sommer, als das Badehotel noch offen war, gab es hier eine ganze Menge Russen, Deutsche und Schweden selbstverständlich...“

Alle sahen mich an.

„Waren es Spione oder so was?“ fragte ich so ruhig wie möglich, „oder vielleicht Flüchtlinge oder Warenschmuggler?“

„Hört auf, so aus der Schule zu plappern“, schnitt uns der Pferdeverkäufer barsch das Wort ab. — „Christian Thomsen ist ein ordentlicher Kerl — und D ä n e.“ „Ja gewiß, ganz gewiß!“ brummen die andern. Skovbye erhob sich und öffnete die Küchentür: — „Rasmine!“ rief er.

Das Mädchen kam herein. Sie hatte Strümpfe an und Schuhe mit Bandrosetten. In einer blauen Bluse leuchtete eine Filigranbrosche mit einem großen, roten Glasstück.

„Eujejeu, so fein!“ grölte der Pferdehändler. „Gib mir einen Kuß, du Räuberkind, dann fahren wir auch Montag auf dem Markt Karussell und gehen ins Kino und in den Zirkus und trinken Madeira- und Schampanjer...“

Sie wehrte sich mit beiden Händen, aber Skovbye hielt ihr die Arme im Rücken fest und tätschelte sie am Kinn, als wollte er einem Beißer einen Zaum anlegen. Er küßte ihr das Gesicht und den Hals, daß es nur so schmatzte. Schließlich riß sie sich los, kratzte, schlug, biß, trat mit den Füßen und gab ihm eine schallende Ohrfeige. „Du ekelhafter Bandit“, schrie sie.

„Heißes Wasser“, schrie einer.

In dem Augenblick kam der Wirt herein, und es wurde ruhig. Er setzte sich neben mich auf seinen Stuhl und sah mich beobachtend an. Ich empfand ein unbehagliches Saugen in der Magengrube, und es war, als ob das Herz ein paarmal aussetzte,

CREME MOUSON

Millionen und
Abermillionen ist die
Creme Mouson-Haut-
pflege zum täglichen
Bedürfnis geworden.
Creme Mouson wirkt
unfehlbar gegen sprö-
de, rauhe Haut, macht
sie sammetweich und
verleiht ihr ein zartes,
jugendfrisches Ausse-
hen. Der gleichzeitige
Gebrauch der dezent
duftenden, selbst emp-
findlichster Haut wohl-
tuenden, milden Creme
Mouson-Seife gewähr-
leistet die wirksamste
Ergänzung der Creme
Mouson-Hautpflege.

* In Tuben ML. 0.40 · ML. 0.60 · ML. 0.80 *
In Dosen ML. 0.75 · ML. 1.30 * Seife ML. 0.70

CREME MOUSON-SEIFE



NEUGEBAUR
& LOHMANN

Aktiengesellschaft

Kakao- und Schokoladenfabrik

EMMERICH AM RHEIN

Gegründet 1852



unregelmäßig schlug, Sprünge machte. Aber ich nickte, lächelte, trank ihm zu.

„Prosit, Herr Thomsen, wie steht das Wetter? Bekomme ich morgen günstigen Wind?“

Er goß eine Kleinigkeit Kognak in seinen kaltgewordenen Kaffee, prostete mit der Tasse zurück und sagte mit merkwürdiger Betonung:

„Das Wetter wird, glaube ich, kein Hindernis sein...“

Was meinte er? Wußte er etwas? Wer war der nächtliche Besucher? Holmland nahm mir das Wort aus dem Mund:

„Na, Thomsen, war das eben wieder der Strandvogt oder der Amtmann?“

Der Wirt erwiderte ruhig die Blicke der vier Gäste. In seinen kleinen, runden Fischaugen spiegelte sich weder Unruhe noch Verlegenheit — sie spiegelten überhaupt nichts, blank waren sie wie Wasser im Licht.

„Nein,“ sagte er trocken, „die sind auf der Suche nach Fleisch-Schmugglern und ähnlichen Halunken! Das war Brixmann, der Inspektor des Barons vom Himmelhof. Er suchte nach einem Schweden, nach einem Baron Toft aus Schonen, den Baron Rantzau gern getroffen hätte.“

„Baron Toft!“ brach ich aus. „Den kenne ich recht gut. Sollte der in dieser Jahreszeit fort sein und Dänemark bereisen?“

„Nein, wirklich,“ fuhr der Wirt in leichtem Tone fort, „wenn ich das nur gewußt hätte! Hören Sie doch bloß, Herr Direktor: Der Herr, der vor ein paar Stunden in Ihrem Wagen wegfuhr, war ausgerechnet Baron Toft. Er wollte ebenso wie Sie so schnell wie möglich nach Esbjerg —“

„Haha,“ unterbrach ihn der Schlächter, „ein höllisch merkwürdiger Weg nach Esbjerg. Und mit dem Wagen zu fahren statt mit der Eisenbahn; sonderbarer Adel in Schweden!“

„Vielleicht hat er sich auf den Pferdehandel und das Viehgeschäft verlegt,“ fiel Herr Skovbye ein, dessen linke Backe noch stark gerötet war. „Übrigens reisen Sie ja, wie es scheint, denselben Weg, Herr Direktor, vielleicht können Sie diese uns Dänen auffällige Vorliebe für die Um- und Landwege nach Esbjerg erklären?“

„Ja, gewiß,“ sagte ich, „mit dem größten Vergnügen.“

Und ich braute einen Grog, während ein schelmisches Lächeln auf meinen Lippen spielte und meine Augen verständnisinnig zu Holmland hinüberblinzelten.

In Wahrheit hatte ich die ganze Zeit über drei, vier plausible Erklärungen fertig — vorbereitet wie ich war auf diese Frage. Sie lauteten alle anders, bestimmt, verschiedenen Kategorien Neugieriger vorgesetzt zu werden. In diesem Kreise war es die Antwort Nummer drei: — Ausfuhr, Export, so'n bißchen „Gulasch“ ... Dagegen hatte ich keinen Schimmer von einem Baron Toft; ich hatte nie seinen Namen gehört, ja, ich wußte nicht einmal, daß ein adliger Zweig dieser Familie existierte. Aber ich war gleich damit eingefallen, es sei ein Bekannter von mir, dazu getrieben von dem nervösen Wunsche, mich bekanntzumachen, mich als offenen, wohlrenommierten Mitbürger zu zeigen — der allerdings am Kriege verdiente, aber auf jeden Fall oder gerade deshalb Geld, Verdienst, Mordskerl, Matador ... Antwort Nummer Eins paßte für diesen Toft, hmhm, jaja ...

Ich nahm einen Schluck und blies eine Wolke an die Decke.

„Für mich“, sagte ich, „ist es nicht so schwer, das zu erraten, haha. Ich bin Agent für — für ja, rund heraus gesagt: für alles, was sie mal dort von uns Neutralen haben wollen. Mehr sage ich nicht. Aber es hat seine zwei Seiten, ohne Paß nach England zu reisen, und der sogenannte schwedische Deutschenfreund Ephraim Andersson hat sein Lebtag keinen bekommen — können Sie mir glauben. Aber er hat seine Freunde in Esbjerg, wenn er nur einen kleinen, vorsichtigen Bogen macht und sich vor den Staatsbahnen in acht nimmt. Haha. — Na, genug davon. Was meinen Freund Toft betrifft, so bin ich ja kein Aristokrat, wie Sie an meinem einfachen Namen erkennen können. Aber ich rate wohl kaum falsch, wenn ich annehme, daß eine kleine Frau mit im Spiele ist, ja, eine verheiratete sogar. Davon ist schon lange gemunkelt worden. Und dann: Hüten Sie sich vor den Staatsbahnen! Nie zwei zusammen im selben Abteil oder auch nur im selben Zuge! Na — Vermutungen natürlich.

Nur Hautana



*mit dem Original-Etikett
und dem eingewebten Namen*



Mechanische Trikotweberei Stuttgart
Ludwig Maier & Co. A. G. in Böblingen und
S. Lindauer & Co., Corsetfabrik, Stuttgart-Cannstatt

Kann auch Besuch sein et cetera, auf der Durchreise (das war Antwort Nummer zwei), aber die Eile deutet ja unbestreitbar auf etwas anderes. Prost!“

Ich hatte mich nicht verrechnet. Die leuchtenden Mienen der vier Handelsleute drückten lauter Teilnahme, Einverständnis, ja, Lob aus. Ihre Augen suchten einander, sie nickten verschmitzt: Aha, ja, ja — wir kennen das, geschäftlich wie außergeschäftlich, eine kleine, hübsche Dame, tja! — Aber der Wirt sah mich so merkwürdig an, es war, als ob seine Fischaugen von einer Meeresklippe zu mir heraufblickten und darauf gelauert hätten, mich hinabzuziehen, wie es der Makrelenschwarm mit dem Schwimmenden machen soll. Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken.

Nun wurde von neuem gelärmt und offen auf alle möglichen Hintergehungen und Schmutzgeleien im Orte angespielt. Christian Thomsen bekam auch sein wohlverdientes Teil ab: wie das wäre, Herr Krischan Krugwirt, im Sommer schnakte man von Herren, die von den Fenstern der Hotels nach Fahrzeugen weit draußen in der Förde hinübersignalisierten? Lichtsignale, gefährliche Sachen! Hihi.

Aber als Skovbye das Grammophon hereinhaben wollte, sagte der Wirt glattweg nein. Rasmine wäre zu Bett gegangen, und der Rum sei alle; ja, absolut alle! Und jetzt wollte er selbst auch schlafen, gute Nacht. Ja, ich müßte mich schon mit der Bodenkammer begnügen, es gäbe seit der Schließung des Hotels nur vier Gastzimmer. Aber er wolle selber mit heraufkommen und eine der Hängelampen aus dem Zimmer mitnehmen...

Wir standen da und redeten dies und das. Ich war über den Aufbruch froh — in ein Kartenspiel wollte ich wirklich nicht verwickelt werden. „Morgen ist auch ein Tag“, gähnte Herr Lansgaard schließlich, und darauf stimmten alle in diese Worte ein, wiederholten sie, nickten, begannen die Nachtpfeife zu stopfen und reichten mir die Hände:

„Das war ein gemütlicher Abend; es freut uns, Sie kennengelernt zu haben. Schlafen Sie gut! Wir sehen uns morgen wohl wieder!“

Sie gingen durch die grüngestrichene Tür. Thomsen nahm eine der Lampen von der Decke und löschte die übrigen. Er öffnete die Tür zum Korridor.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, mein Lieber.“

Mein Lieber? Was sagte er: „Mein Lieber“ statt „Herr Direktor“ — mir war, als packte mich jemand an der Gurgel, und ich weiß nicht, was ich stammelte, als ich hinaustrat.

Es zog kalt durch die Ritzen des Korridors, und nun hörte man das Meer brausen und grollen, heulen und stöhnen. Ein bleichgrüner Mondscheinstreifen fiel zickzackförmig über die Stufen der Treppe. Ich drückte die linke Hand fest auf das kleine Brieftaschenbündel unter den Kleidern und biß die Zähne zusammen. — Niemals, raunte es in mir, niemals! Und es war, als ob das Meer draußen darin einstimmte: Niemals! Niemals! klang es im Strudel.

V.

Wir kamen auf den Boden, und im Schein der Hängelampe unterschied ich, daß unter den Dachbalken allerlei Gut aufgestapelt war. Es mutete einen fast wie ein Zollager an: Koffer, großes Reisegepäck, Tonnen und anderes Frachtgut, Kisten mit Eisenecken und -kanten, Körbe, Säcke, Kästen und Pappschachteln bildeten förmliche Bollwerke. Und zwischen diesen größeren Gegenständen erhoben sich kleine Türme von Blechdosen, Steinkrügen und gefüllten Glasbehältern. Eine Menge Pakete in grauem und braunem Papier oder in gelbem und schwarzem Wachstuch hingen teils an der Decke, teils waren sie zwischen Querbalken unter der Schindelbedachung eingeklemmt. Ich straukelte über staubige, leere Flaschen, die dalagen und wie Granaten aussahen. Thomson hing die Lampe an einen Haken an der Decke — er brauchte nur den Arm über den Kopf zu strecken, um ihn zu erreichen. — Ich sah, daß das Bett sorgfältig hergerichtet war, daß mein Ulster ausgebürstet in der Ecke neben der Kommode hing, sowie daß ein Tonkrug mit Wasser gefüllt neben einem Becher und einer neuen Schachtel Streichhölzer auf dem Tische stand. Das war gewiß sehr einfach, aber ich sah plötzlich Rasmine in ihrem

TET-PACKUNG

SCHÜTZT VOR LUFT, STAUB u. FEUCHTIGKEIT
ERHALT DIE WARE FRISCH u. KNUSPERIG



DUVE
BAHLENS ALBERT
KEKS

H. BAHLENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER

Kalasiris



U L L A



B R I T T A



A M E R I K A N A

Büstenhalter

WELTBEKANNT-
UNÜBERTROFFEN!

Prospekt und Auskunft kostenlos durch

KALASIRIS G.M.B.H. KÖLN 185

GOLD LAUNDE KÖLN

kurzen Rock und mit den schönen, nackten Beinen vor mir, und dieses flüchtige Bild wirkte beruhigend und erquickend.

„Danke,“ sagte ich kurz, „was hatten Sie mir zu sagen? Etwas Wichtiges? Vielleicht Vorauszahlung?“

Der Schankwirt antwortete nicht, aber es kam mir so vor, als ob sein krauses Haar sich wie eine Kohlraupe im Lampenlicht krümmte. Er lehnte sich gleich neben der Tür an die Wand, steckte beide Daumen in den Leibriemen und schlug die Beine übereinander. Ich weiß nicht, ob er Kautabak im Munde hatte, aber es sah so aus. Die Zungenspitze lief von der einen Backe zur andern. Auf einmal wandte er den Kopf, spuckte in die Fensterecke, räusperte sich und sagte — ohne mich anzusehen:

„Sie heißen nicht Andersson. Wie heißt Er denn?“ Ich sah rote Streifen unter den Lidern, als ich die Augen schloß: Wie heißt Er denn?! Ich setzte mich aufs Bett, legte das eine Bein hoch, stützte den Ellenbogen auf das Kissen und ruhte so wie auf einer Chaiselongue. Dann antwortete ich unnatürlich beherrscht: „Wie denn, was denn?“

Thomsen sah mich an.

„Ich will Ihnen etwas verraten“, sagte er langsam. Er spuckte wieder und tauschte die übergeschlagenen Beine aus.

„Ja, wissen Sie, Brixman war hier, das ist schon richtig, aber er fragte nicht nach einem Baron Toft, nee! Von Aalborg war an den Baron auf dem Himmelhof telephoniert worden, er hat nämlich hier an der Küste das staatliche Telephon, mein Telephon wird nach acht Uhr geschlossen. Es handelte sich um einen schwedischen Bankdieb, der sich mit mehreren hunderttausend Kronen auf und davon gemacht hatte. Seine Spur führte über Seeland nach Jütland, und da er die ganze Zeit zu Wagen hin und her fuhr, war es nicht so leicht, ihn zu schnappen, obgleich ein gewandter Detektiv von Schweden aus hinter ihm her war.“

Der Wirt schwieg und sah mich wieder mit seinen unbehaglichen Makrelenaugen an. Ich erkannte meine eigene Stimme nicht wieder, als ich sie hörte:

„Oho! Was geht das mich an? Oder glauben Sie etwa, daß ich, ich, Direktor

Ephraim Andersson aus Malmö, dieser Bankdieb bin? Das war natürlich der Kerl, der mir gestern abend den Wagen und den Kutscher nahm und so verdammt eilig weiterreiste! Der sich Toft nannte —“

Ich brach ab, denn mir fiel ein, daß es sich ja gar nicht um einen Toft bei ihrem Baron Rantzau drehte — das war ja nur eine Erfindung.

Christian Thomsen flüsterte,

„Sprechen Sie nicht so laut! Nein, der Herr glich durchaus nicht der Beschreibung, die Brixman lieferte. Und jetzt weiß ich übrigens, wer er war, obwohl er auch unter falscher Flagge segelte. Und seine Eile war mehr als natürlich... Ja, ja, der Inspektor hat mir das alles erklärt. Und Sie — Sie sind Gösta Lidberg!“

Das wirkte fast befreiend. Ich setzte mich hastig hoch, richtete die Augen gespannt auf den zweideutigen Besitzer des Hotels „Zur Himmelshöhe“ und zischte zurück:

„Jawohl, ich bin Herr Gösta Lidberg. Fahren Sie fort, Mensch.“

Da lächelte Thomsen!

„Gut, gut. Laßt uns nur ruhig sein! Wir werden schon einig werden...“

Und er entwickelt, roh und grob, aber ohne viel Federlesens, seine Stellung zur Lage. Er wäre nicht blöde, Krischan Thomsen, Fischer und Hotelpächter, Krugwirt, Schmuggler, Zwischenhand und Hehler, Wrackplünderer — vielleicht etwas noch Schlimmeres... Helfershelfer von Spionen und so weiter. Er wäre gewohnt, gefangene Fische im Garne zappeln zu sehen und ein wenig zu schuppen. — „Die Hälfte,“ sagte er brutal, „die Hälfte war auch der Anteil des Teufels... hundertfünfzigtausend. Sonst sofort ein Telegramm durch Inspektor Brixman an ihn, diesen Schweden da, der reiste und es so eilig hatte.“ Warum an ihn? Ja, weil das Kriminalkommissar Olsson aus Malmö wäre. Darüber hätte Baron Rantzau Bescheid erhalten. Und er sei in diesem Augenblick in Saxby, wohin er auf falscher Fährte gejagt wäre. — „Sehen Sie,“ schloß der Wirt und lachte unheimlich, „sehen Sie, so kann das Schicksal zuweilen die Wege zusammenführen. Und jetzt sollten Sie eigentlich dankbar sein, Herr Lidberg, wenigstens



ZÜNDAPP

„DAS MOTORRAD FÜR
JEDERMANN“

*

In Bezug auf Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit allen weltberühmten Auslandsfabrikaten ebenbürtig!

*

Bei jeder Zuverlässigkeitsfahrt und bei jeder Wirtschaftlichkeitsprüfung, an der sich Zündapp beteiligte, war Zündapp unumstrittener Sieger!

*

Zündapp hält zwei Weltrekorde im sparsamen Benzinverbrauch!

*

ZÜNDAPP

Ges. m. b. H.
NURNBERG

dafür, daß Sie auch gerade an einen richtigen Kerl gekommen sind, der keine Angst vor der Behörde hat und der rund um die Erde gesegelt ist und sich mit dem Messer geschlagen hat in Nord und Süd und der sein Vater-unser vor- und rückwärts kann; aber nichts umsonst. Also —?“

„Ja“, sagte ich.

„All right, we both know a good thing, when we see it; — he? So come on?“

Nun war ich an der Reihe. Und in einer kaltblütigen Darlegung setzte ich meine Gesichtspunkte auseinander.

„Das ist teuer, aber Not kennt kein Gebot. Bon! Ich bezahle hundertfünfzig — die Hälfte von dem, was ich mit unerhörter Dreistigkeit — ich setzte dabei alles aufs Spiel — durch mehr als einjährige vorbereitende Manipulationen erlangt habe. Aber die Garantie für meine Sicherheit, mein lieber Freund Krischan Thomsen? Wie haben Sie sich die Abwicklung der Sache gedacht? Wo soll ich bleiben? Wenn nur nicht die vier Gäste im Erdgeschoß — wie?“ Da gab es tausend Fragen. Ich spann mein Garn zu Ende.

Aber Thomsen gab mir gelassen und besonnen Bescheid: „In ein paar Stunden fahre ich selbst nach Rödby — das heißt vorbei und wieder zurück. Ich habe Sie also dahin gefahren. Mitten in der Nacht sind Sie auf diese Idee gekommen, haben Pferd und Wagen herbeibefohlen — (meinen eigenen hatte ja der Wirt eigenmächtig einem andern überlassen). — Und da Sie reichlich bezahlten, hatte ich es nicht abschlagen können, sondern wäre selbst gefahren, um den Knecht zu schonen, der das Vieh besorgen mußte... Mit dem Neun-Uhr-Zuge fahren alle Kaufleute — die wollen auch ein Fuhrwerk haben, nach Station Himmelshöhe, und bis dahin bin ich zurück. Aber Sie, Sie sollen — ja, kommen Sie mit! Sch! — auf Socken am liebsten — pst! still!“

Und er führte mich durch den Bodenraum; wir schlichen und tasteten wie Diebe (wir waren ja welche); es durfte keine Planke unter unseren Füßen knarren und Aufmerksamkeit erregen — aber das Quartett schlief übrigens nach all dem Kaffeepunsch und Grog so fest, daß sein vereintes Schnarchen das Rollen des Meeres auf den Sandbänken

überdröhnte. — „So, da haben wir hinter all dem Gerümpel einen kleinen Schlupfwinkel mit einer Dachluke. Von der Kammer weiß außer mir nur noch meine Schwester, und die wird sie schon längst vergessen haben. Seit Jahren ist nicht über sie gesprochen worden — nur ich selber habe sie bei gewissen Gelegenheiten benutzt! Na schön, hier bleiben Sie wohnen, bis der Weg klar ist, das kann Wochen dauern, vielleicht noch länger. Aber Essen und alles andere besorgen ich und Rasmine, über den Preis sind wir uns ja einig, den bezahlen Sie, wenn Sie fahren.“

Er schob einige Ballen und Kisten vorsichtig beiseite, und wir kamen in einen schmalen Gang zwischen den Warenstapeln. Ganz am Ende befand sich eine Tür, eine gewöhnliche Bodentür ohne Schloß. Thomsen leuchtete mit dem grünen Kerzenstumpf, den er mitgenommen hatte, hinein: ein enges Loch unter dem schrägen Dach, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Wandbrett. Mehrere Haken und Nägel... Auf dem Boden lagen zwei leere Säcke statt eines Bettvorlegers. Ein kleiner Petroleumofen in einer Ecke. Und im Dache eine kleine, mit einer Eisenstange hebbare Luke.

Nun war ich in einer Zelle, einem Gefängnis. Ich dankte mit den Augen und bewegte die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

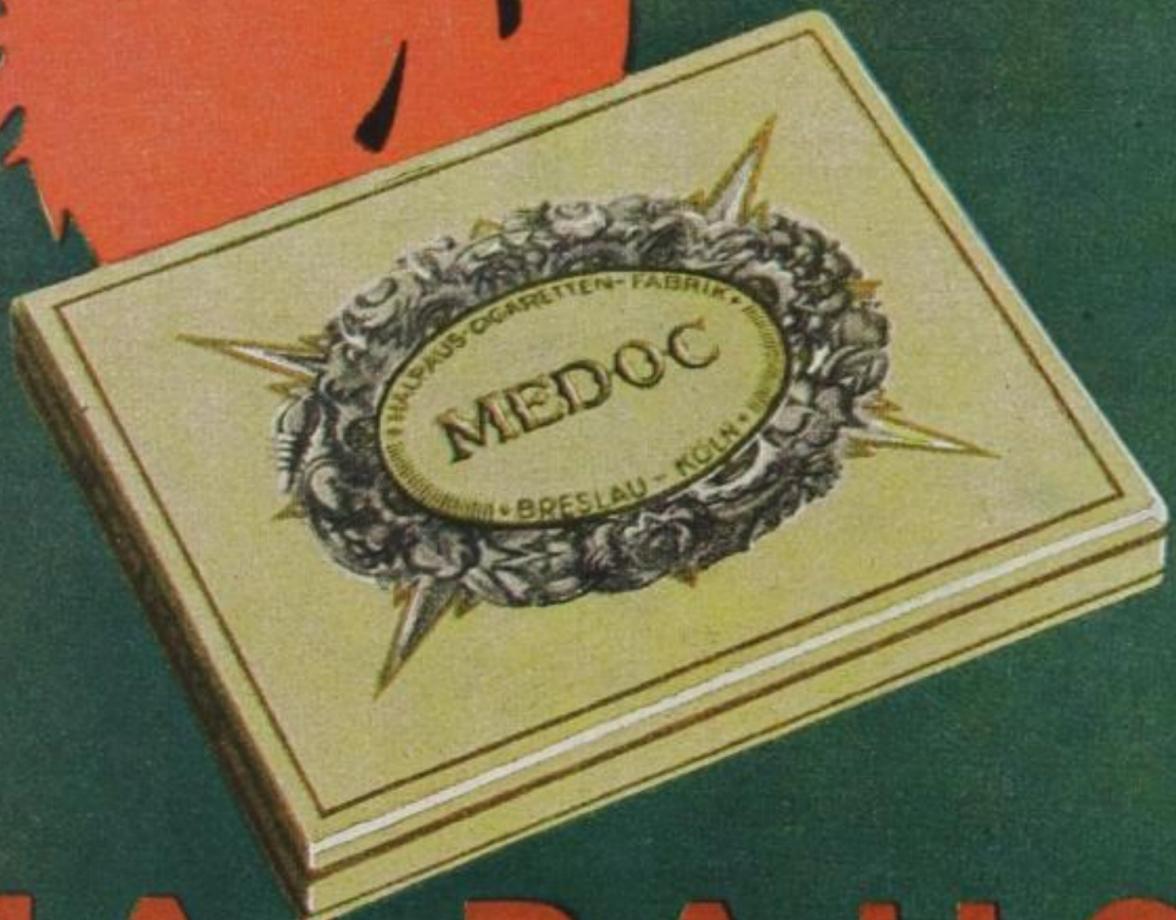
VI.

Ich saß in meiner Zelle, den Kopf in meinen Händen. Es war Tag, vereinzelte Wolken trieben hoch über der Dachluke hin, es war mir, als säße ich in einer Kajüte unter Deck und hörte Wind und See im Takelwerk pfeifen. Ich hatte geschlafen, schwer und traumlos, ich war mit Kopfschmerzen und Rungeschmack im Munde aufgewacht, der Gaumen war trocken, und der Atem roch nach Möbelfirnis; ich hatte gelbgraues Wasser aus einer Flasche getrunken, das nach Salz, Eisen und Erde schmeckte. Ich war wieder eingeschlafen und hatte die schrecklichsten Träume gehabt.

Wieviel war die Uhr? Meine Uhr war stehengeblieben.

Hotel „Zur Himmelshöhe“? Haha — Hotel „Zum Höllenpfuhl“.

CIGARETTEN
U



HALPAUS-
CIGARETTEN
ACLESTO ★ PRIVAT ★ MEDOC

Bäder, Kurorte und Hotels

AROSA. Excelsior. Bestbekanntes, vornehmes Familienhotel. Bes. H. A. Sieber-Ott.

BASEL. Grand Hotel und Hotel Euler. Vornehmes Haus ersten Ranges am Zentralbahnhof.

BASEL. Hotel Drei Könige. Das führende Hotel Basels. — Historisches Haus. Berühmte Küche und Keller.

BEX-LES-BAINS. (Rhônetal). Gd. Hotel des Salines. Das idyllische Solbad für Ermüdete

CHÉSIÈRES. Hotel du Chamossaire. Idealer Aufenthalt im Juni, Juli. Frs. 11-14.

CORTINA D'AMPEZZO. (Die Perle der Dolomiten) Grand Hotel Miramonti. 300 Betten. Fließendes Wasser. App. m. Bädern. Tee-Konzerte. Herrlicher Winteraufenthalt.

DAVOS — Platz 3: „Platzsanatorium“ Prospekte
— Dorf 3: „Sanatorium Seehof“ Prospekte

DRESDEN-RADEBEUL — Sanatorium Bilz. Erfolgr. Frühjahrskuren. Immer besucht. Prosp. 3 frei.

GERSAU. (Vierwaldstätter See.) Hotel Müller. Altbek. deutsches Haus. Pension von 10 Fr. aufwärts.

LAUSANNE. Lausanne Palace. Vornehm und modern. Neue Direktion.

LAUSANNE. Hotel Victoria. Das Gartenhotel ersten Ranges beim Bahnhof. Inmitten der Schulen.

LAUSANNE. Modern-Hotel Jura-Simplon. Beim Bahnhof. Einziges deutsches Haus.

LAUSANNE-OUCHY. — Savoy Hotel — am Genfer See, gegenüber Savoyen's Bergen.

LIDO VENEZIG. Saison April — Oktober. Der schönste Strand Europas (10 Minuten von Venedig).
Excelsior Palace Hotel, Luxushaus.
Grand Hotel des Bains, I. Ranges.
Grand Hotel Lido, Familienhaus I. Ranges.
Hotel Villa Regina, I. Ranges
Verlangen Sie Gratisprospekt D 11 durch die Compagnia Italiana Grandi Alberghi, Venezia.

ST. MORITZ-BAD. — Engadinerhof. Erstklassiges von Deutschen bevorzugtes Haus. Anerkannt vorzügliche Küche. Pension von Frs. 17.— Dr. C. Hauser.

VILLARS S. BEX. Villars Palace. Das Hotel der mondänen Dame. Golf- und Tennis-Turniere. Rhythmische Spiele im Stadion. Hockey. Elite-Bälle. Hauptereignisse Juli.

WEGGIS. Hotel Post Terminus. Pensionspreis von 11 Fr. an.

TSCHECHOSLOVAKEI

KARLSBAD. — Grand Hotel Pupp — Zentrale des Kurlebens.

KARLSBAD. Olympic Palace Hotel. Letzter Komfort, ganzjährig geöffnet.

KARLSBAD. Hotel Kroh neben Kurhaus. Verlangen Sie „Prospekt IV.“

MARIENBAD. Grand Hotel Klinger, an der Hauptpromenade.

Ich habe gar nicht daran gedacht, diese Glückszahl mit ihm zu teilen. Ich habe noch einmal das Geld gezählt und es wieder in den Beutel aus sämischem Leder gelegt, in den es wie ein Fuß in einen Strumpf hineinpaßt, und es dann sorgfältig in den Fächern verstaut, die sich wie ein Schuh an den teuren „Fuß“ anschmiegen — den Münzfuß, würde ich witzeln, wenn ich noch eine solche Laune aufbringen könnte wie in früheren Zeiten. Außerdem habe ich reichlich vierhundert Kronen Reisegeld.

Ich habe Kaffee und Speckpfannkuchen bekommen — Thomsen war es, der das Tablett hineinreichte, aber er hatte keine Zeit zur Unterhaltung — „Pst!“ flüsterte er, „voller Leute unten...“

Und jetzt habe ich mindestens eine Stunde lang — nehme ich an — Stimmen und Schritte, Gelärme und Türenschnellen, Rufe, Hundegebell, Wagengerassel auf dem Kies und Gläserklingen von da unten her gehört. Man kommt und geht. Einige Personen waren auch auf dem Boden und in der kleinen Fremdenkammer. Ich unterschied sogar die Worte: „Also hier hat er gelegen, wie sah er aus?“ — Und als sie hinuntergingen: „Es ist unglaublich, was du hier oben für Krimskram und Mischmasch hast, Krischan! Man sollte wirklich einmal hier Inventur machen.“

Ich schaudere, ohne zu frieren. Wie herauskommen? Und wohin soll ich? Der Schurke hat offenbar meine Personalien in der ganzen Umgegend bekanntgegeben. Auch kenne ich weder Wege noch das Land, das natürlich obendrein glatt wie ein Eierkuchen ist; es hat Sand, einige Dünen und im übrigen Heide — nehme ich an. Vermutlich können sie von der Spitze dieser berühmten Himmelshöhe aus auf Meilen sehen, was ringsum vor sich geht.

Eins bereitet mir nur Kopfzerbrechen: Wie hat Thomsen es sich selbst gedacht, mich ungesehen fortzuschaffen? In der Nacht? Ja, aber auch das ist gefährlich. Jetzt sprechen ja alle von dieser Sensation, der schwedische Kriminalbeamte kommt zurück; der Schloßherr hält die Sache für Sport und nimmt aus Spaß daran teil, ein Preis ist auf meinen Kopf ausgesetzt, wer will in diesen Höllenzeiten nicht einige Tausende

verdienen? Brixman, die Fischer, die kleinen Dorfleute... Oh, könnte ich nur Rasmine zu fassen bekommen!

Ja, an sie muß ich wirklich denken! Wie verschieden sind nicht diese beiden Geschwister, trotz gewisser Ähnlichkeiten. Er fuchsblond, sie zigeunerschwarz, die gleichen Makrelenaugen, sicher auch die gleiche verwegene, furchtlose Natur — ein wenig gegen Gesetz und Verordnung... Aber sie ist Weib; Rasmine und ich... ja, ich sehe gut aus, das weiß ich, und mehr als das: ich habe bei den Frauen immer Glück gehabt, ich besitze jene geheimnisvolle Anziehungskraft, die angeboren ist, sowohl psychisch wie physisch angeboren. Ja, das ist so, ich weiß es.

Mein kleiner Koffer und die Handtasche stehen in der Ecke — sie enthalten so gut wie nichts Wertvolles. Aber warum suchen meine herumschweifenden Augen ihren Weg immer wieder dahin wie verirrte Möwen, wenn sie unaufhörlich zur letzten Lockstelle zurückkehren? Ich habe doch in —

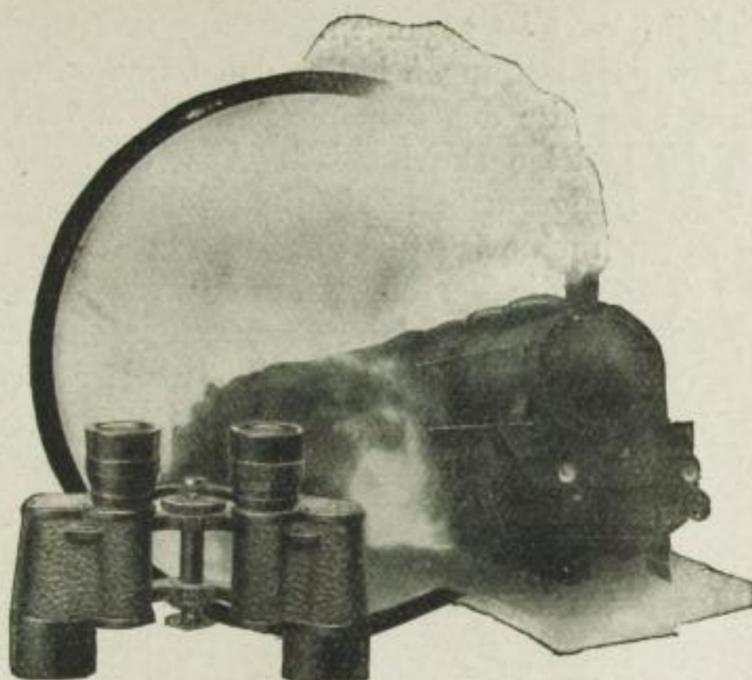
Natürlich!

Und ich springe auf: wie ich das nur vergessen konnte — und es nun aus meinem Unterbewußtsein auftauchte, als ich an Rasmine dachte!

In der Tasche liegt, in einer roten Schachtel verwahrt, ein goldenes Armband mit roten und weißen Steinen, nur Granate und Rosensteine, sieben von jeder Sorte. Aber es sieht blendend aus und ist auch gar nicht so billig, das war als Abschiedsgeschenk für meine kleine Freundin gedacht, die Retuschiererin im Atelier am Großen Markt. Und da erfolgte die Abreise so eilig, daß ich zu nichts mehr Zeit hatte: nur auf und davonfahren mit dem Paß, der achtundvierzig Stunden bereitgelegt hatte, keine Abschiedsworte, kein Auf Wiederseh'n, nicht einmal durch den Fernsprecher, kein Brief — nichts. Ich schleuderte die Schachtel mit dem neuerstandenen Geschenk in die Handtasche — und jetzt soll es mir den Dienst leisten, die Freude und Dankbarkeit eines anderen kleinen Frauenherzens zu erwecken!

Da — jemand kommt.

Ich sitze wie vorher mit dem Kopf in den Händen.



Wohin reisen Sie?

Ob ins Gebirge, an die See, ob ins Bad — auf jeden Fall wählen Sie zum Reisebegleiter ein

GOERZ TRIEDER- BINOKEL

Sie vervielfältigen damit den Genuß Ihrer Reise!

*

Bezug durch die optischen Geschäfte
Ausführlicher Prospekt kostenfrei!

Opt. Anstalt C.P. Goerz A.G.

Berlin-Zehlendorf B 223

VII.

Mein Wirt ist gegangen.

Ein paar Zeitungen hat er dagelassen, eine zwei Tage alte aus Kopenhagen, die andere ist das gestrige Provinzblatt. Aha, da steht alles. Einigermassen richtig. Mein Verbrechen, meine Flucht, meine Irrfahrten, die Spuren, die Verfolgung, mein mystisches Verschwinden, der schwedische Verfolger. — Wo ist er? Hat er einen Mithelfer in Dänemark? Aber in beiden Zeitungen schließen die Berichte mit der Versicherung, es sei nur eine Frage der Zeit, wann ich gefaßt würde.

Im übrigen hatte Thomsen über die Nacht berichtet. Alles war so ausgezeichnet gegangen. Er hatte die Aufkäufer begrüßt, die nur daran dachten, zu den verschiedenen Herbstmärkten, die in ganz Jütland bevorstanden, zurechtzukommen. Nicht eine Seele hatte er auf der Hin- und Rückfahrt getroffen, er hatte übrigens eine ausgestopfte Figur im Pelz neben sich auf dem Wagen. Und aus Saxby hatte er gerade Besuch gehabt — von einem Schwager, der auch zum Markt nach Fjerritslev, Aalborg und Randers wollte: der Polizeibeamte aus Malmö war nach Esbjerg weitergefahren. Und Brixman war dagewesen. Der Baron vom Himmelhof hielt das Ganze für einen schönen Spaß, er hätte gesagt, daß er mir beinahe Glück zur Flucht wünschte — das gönnte er der verdammten schlechten Polizei! Aber natürlich, jetzt war ja im ganzen Kirchspiel verbreitet worden, daß sich sowohl Jäger wie Beute im Hotel zur Himmelshöhe aufgehalten hatten, und den ganzen Tag waren Leute gekommen und gegangen, um zu schwatzen und zu fragen.

„So einfach ist das nicht. Aber —“

„Ja, aber was hatten Sie sich gedacht, Herr Thomsen, wie ich —“

Da lächelte er. Ein heimtückisches, rot-blondes Lächeln. „Ja, das Meer,“ sagte er, „der einzige Ausweg ist das Meer. Mit dem Fischerboot — das hat ja einen Motor. Ich und Rasmine sind die ganze Nacht draußen, und Sie werden in der Kajüte versteckt. Wir fahren nach Vestö; dort liegen so viele sonderbare Fahrzeuge, man weiß nicht, was das für Leute sind —

aber Bange haben die nicht: die machen Geschäfte. Beruhigen Sie sich nur...“ Er lächelte und nickte. Das Meer, dachte ich. Das war der Plan. Da sollte ich bleiben! Nichts war einfacher. Einen Schlag auf den Kopf und dann über Bord. Und Krischan Thomsen trug unter seiner Lederweste eine Glückszahl — die Dreihundertdreiunddreißigtausend... Ich mußte auf die Lippen beißen, um nicht vor Wut und Qual zu brüllen.

Dann saß ich lange und dachte — an vergangene Tage wie an kommende. Ich dachte an Minna Krantz oben beim Hofphotographen. Sie saß jetzt gewiß mit rotgeweinten Augen da und ließ die feinen Pinsel an den aristokratischen Nasen, Wangen, Augenbrauen und Kinnladen kleiner hübscher schonischer Leutnants und Baroninnen bald etwas ausmerzen, bald etwas zufügen. Sie würde lieber selbst in die See gehen, als mich hineinwerfen...

Na, es gab auch noch einen Mittelweg: das Gefängnis. Also das rettungslose Fiasko. — Nein, nein, nein, schreie ich auf, vergessend, wo ich bin, und will aufspringen.

Ah!

Ich setze mich bebend: ich habe etwas entdeckt. Die Dachluke ist für meine magere Person groß genug — das habe ich vorher nicht gesehen, mir überhaupt nicht überlegt; das zeigt sich erst, wenn man aufsteht und mit zurückgebeugtem Kopf genauer zusieht — da liegt ein Stück Dachpappe, Teerpappe, oder was das da für Schwarzes ist, und bedeckt die halbe Fensteröffnung. Da kann ich herauskommen, natürlich, aber dann, dann? Diese Bestie Box wird sofort anschlagen, und außerdem, wo soll ich hin? Aber, aber, aber — wenn Rasmine mitkommt? Sie gehorcht doch ihrem Bruder, will mit ihm teilen. Hoho! Warum nicht lieber mit mir? Alles mit mir zusammen bekommen — und dazu mich selbst? Oder nur das Geld; in diesem Augenblicke denke ich bloß an die Rettung meines Lebens.

Meine Augen fallen auf den Teller mit den Resten des Mittagessens — ich habe nicht die Hälfte herunterbekommen. Es waren gekochte Makrelen. Da liegt ein Kopf mit einem toten Auge, das mich anblickt,



Bubikopf oder nicht---

In jedem Falle ist es notwendig, die Kopfhaut regelmäßig mit Dr. Dralle's Birken-Wasser zu massieren, denn das Haar ist ein starker Staubfänger, und der Staub bildet mit Schweiß und Hautfett leicht eine zähe Schicht, die die Poren verstopft und die Entwicklung des Haares beeinträchtigt. Außerdem bildet eine unsaubere Kopfhaut einen willkommenen Nährboden für Bakterien aller Art

Dr. Dralle's Birken-Haarwasser

bewahrt Ihr Haar vor schädlichen Einflüssen, macht es glänzend, duftig — voll und geschmeidig. Kopfschuppen, Jucken und Haarausfall verschwinden

Preis: R.-M. 2.— und 3.50, $\frac{1}{2}$ Liter 5.50, $\frac{1}{1}$ Liter 10.—

leichenblau, wachsweiß, mit schwarzen Hautfetzen. So soll ich bald aussehen — — —

Tsss. Da werden die Ballen beiseitegeschoben, ein Tasten — ganz leicht — das ist nicht Thomsen — das ist — tsss! — Ach, endlich, das ist Rasmine!

VIII.

Rasmine sitzt auf dem Bett, ihr Atem keucht, ihre Wangen sind rot wie im Scheine eines starken Brandes, das Haar fällt in krausen Strähnen über die feuchten Meeresaugen herab. Wie schön sie ist, mit dem halboffenen Munde, wo noch meine Küsse träumen und die weißen Zähne schimmern. Ich sehe ihr tief, tief in diese Augen, die jetzt, hinterher, meine Blicke viel scheuer auffangen. Ich weiß, daß ich eine Frau auf eine besondere Art ansehen kann — das haben mir so viele gesagt.

„Ich liebe dich,“ raune ich und wiederhole es, indem ich ihr unaufhörlich die Hand, den Arm streichele: „ich liebe dich, ich liebe dich — — —“

Schließlich erhebt sich das Mädchen mit einem kleinen Seufzer und will sich das Haar ordnen.

„Hast du keinen Spiegel?“ sagt sie.

Ich öffne die Tasche und hole meinen Handspiegel hervor, da stößt meine Hand an die rote Schachtel. Ich reiche ihr beides.

„Was ist das?“ sagt sie lächelnd, und auf einmal ist ihr Liebeslächeln in ein gieriges, erwartungsvolles, triumphierendes, gleichsam witterndes Raubtiergrinsen verwandelt.

„Sieh nach“, antworte ich lächelnd und freue mich, daß ich nicht die Zeit besaß, in das Armband die Namen Gösta und Minna gravieren zu lassen.

„Nein, wie schön!“ bricht sie aus, „nein, wie schön, oh, ist das aber schön!“ und legt den Reifen gleich um das Armgelenk, läßt die Steine in dem grünen Schiffbruchlicht glitzern.

„Ist das Gold?“ flüsterte sie, „wirklich! Und wie heißen die Steine, sind das richtige Edelsteine?“

„Rubinen und Diamanten,“ antworte ich, „sogenannte Blutrubinen und Golddiamanten — das sind die teuersten und echtsten, die es gibt.“

Ihre hellgrauen Augen leuchten und sprühen wie Meeresleuchten. Sie drückt das Armband auf, ich helfe ihr ein wenig mit dem Schlosse und fühle, wie sie vor Spannung zittert. Sie untersucht den Goldring genau, Millimeter um Millimeter, sie haucht ihn an, preßt ihn, es sieht aus, als wolle sie ihn küssen oder beißen, reibt ihn am Arm und hält ihn ganz dicht an die Flamme.

„Wo steht das?“ fragt sie.

„Was denn? Ich verstehe nicht ganz.“

„Daß er echt ist, daß die Steine echt sind.“

„Da,“ sage ich und zeige ihr die Karatstempel, „es sind durch einen glücklichen Zufall drei.“

Sie kneift die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen und versucht, die Zeichen zu entziffern. Dann nickt sie und stopft das Armband in die Rocktasche, die sie nach altmodischer Weise in den Saum genäht trägt. Aber sie muß den Schatz gleich wieder hervorholen, um ihn zu betrachten, zu befingern.

„Er gehört dir, Rasmine,“ murmele ich und reiche ihr die Schachtel, „und du kannst soviel andere Schmuckstücke bekommen, wie du willst, viel schönere, viel teurere, du kannst alles bekommen, wenn du mich lieb hast und die Meine werden willst — — auf ewig.“

„Wie meinst du?“ kommt es zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus.

Ich ziehe sie auf meine Knie und spreche langsam, spreche, spreche. Sie lauscht mit offenem Munde, und je mehr ich ihr meine, ihre, unsere Lage auseinandersetze, desto fester werden ihre Augen, desto größer ihre Pupillen. Sie schließt den roten Mund, macht eine trotzige Grimasse mit Lippen, die ein paar Korallenstücken gleichen. — „Ja, ja“, nickt sie.

Und während sie mich mit diesen nassen Korallen küßt, nimmt sie mit der einen Hand die rote Schachtel und mit der anderen den Teller mit den Makrelenköpfen und schleicht auf den Zehenspitzen hinaus.

IX.

In dieser Nacht schlief ich nicht.

Rasmine kam mit dem Abendbrot herauf. In einer flachen Taschenflasche, einer rich-

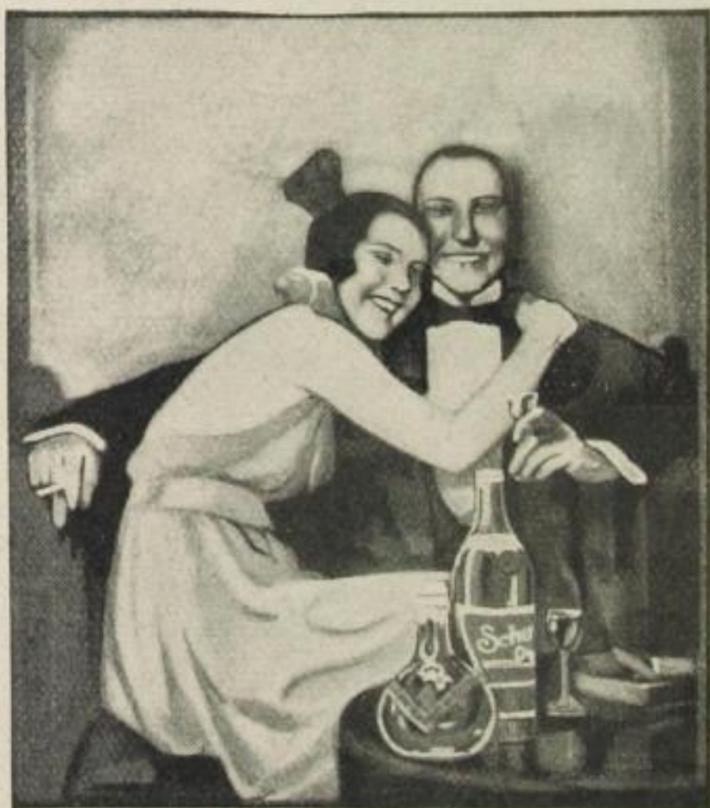
Trüller



Iss immer düllet
Zwieback von
Trüller

SANSSEOUCI RUM-WAFFELN

Scherer Original



*alter deutscher
Weinbrand
Liköre*

**Georg Scherer & Co.
Langen bei Frankfurt a. M.**

Weinbrennerei, Likörfabrik, Äpfelweinkellerei
Seit 1833

tigen Pulle, brachte sie einen Schluck Kümmel, den ich in einem Zuge heruntergoß. Und mit brennender Kehle hörte ich ihre Ermahnungen an: das Haus wäre voller Gäste, alles wäre da, Seeleute, Fischer, junge Gutssöhne, Händler, auch Dalsgaard und Lansgaard, Holmland und Skovbye, Inspektor Brixman und viele andere. Morgen wäre der große Rödbyer Markt, deshalb wären sie zurückgekommen, und deshalb führen morgen alle Leute der Gegend fort. Nur alte Weiber und Kinder blieben zurück. Und da hätte sie sich einen Plan zurechtgelegt: ich sollte ihre Kleider anziehen, irgendwie vermummt werden — es gingen morgen doch so viele Fremde im Hause aus und ein. Und dann zögen wir einfach mit, nähmen ein Boot, eines von den fünfzig, die morgen aus Vestö, aus Lökken, aus Grundtbjerg am Pier anlegen und daliegen würden... Krischan wäre nicht da, der Knecht nicht da, wir drehten der ganzen Geschichte den Rücken und segelten weg. Sie könnte für uns zwei segeln, rudern und steuern. Jetzt würde Krischan sie nicht mehr zur Sklavin haben.

Sie gab mir einen eigentümlichen Kuß — flüchtig und gleichzeitig brennend —, und dann war sie weg.

Aber ich hörte, wie das Getriebe der Menschen in der Schankstube an- und abschwoh. Zuweilen unterschied ich die Stimme des Schlächters, zuweilen die der Pferdehändler. Und dann bildete ich mir auch wohl ein, daß die Stimme des Fischaukäufers Rasmine bis in die Küche verfolge...

Auch fremde Kehlen fielen ein. Eine junge, kräftige Stimme machte sich besonders geltend. Ihr Besitzer spielte Ziehharmonika. Bis tief in die Nacht sang er zum Schifferklavier und stampfte den Takt mit dem Fuße.

Und dann brüllten alle, und es entstand ein Tumult, und Weiber kreischten, als ob sie mit Messern gestochen wären.

Ich lag halb entkleidet auf dem Bett und dachte an Rasmine. Ich phantasierte, wie sie sich in moderner, fußfreier Kleidung und neuester Frisur ausnehmen und wie sie sich mit der Zeit entwickeln könnte, wenn ihre Taille schmaler würde und ihre Hände sich unter der Maniküre

formten. Und dann war ich auf einmal wieder in dieser Tretmühle — wie, wie, wie glücklich entwischen?

Auf diese Weise drehte und wandte ich mich in Angst und Zweifel, bis ich plötzlich ein Geräusch hörte, das mich lähmte. Irgend jemand vor der Tür verdrehte und verschob vorsichtig Kisten und Säcke, all den aufgestapelten Kram. Er suchte, stöberte da draußen. In aller Heimlichkeit. Dann und wann hörte er nach einem allzu starken Geräusch von unten auf — lauschte, holte Atem, begann von neuem, suchte tastend...

Mein Herz klopfte stark. War ich verraten oder war ein Dieb da draußen, oder — warum nicht? — ein Polizeikommissar, der Thomsen in Verdacht hatte und jetzt die Gelegenheit benutzte, das Haus gründlich zu durchsuchen? All dieses versteckte Wrackgut mußte ja zu guter Letzt entdeckt werden, das Geschwätz und der Neid der Nachbarn, der Klatsch —

Jetzt kratzte eine Kistenecke an meiner Tür — hier stand nur eine Möglichkeit offen, die letzte, verzweifelte — das Dach! Ich richtete mich im Bett hoch, hob die Luke, nahm einen Satz und stemmte die Füße gegen einen Schrägbalken. Ich schob den Dachpappenfetzen beiseite, es war noch schwacher Mondschein, ich stemmte mich wie aus einer Schiffsluke auf, nun saß ich auf der Kante, zog die Füße an mich, war draußen. Leise schob ich das Fenster zurück, kroch zum Schornstein hinauf und saß zähneklappernd auf dem First.

Allmählich konnte ich sehen und Einzelheiten unterscheiden. Was sich im Westen brach und blinkte, war das Meer, dann kam eine breite Matte, das war der Strand, dann etwas Dunkles, Holpriges, Kraterähnliches, das war der Dünenstrich. Hier unten lag der Hof mit ausgespannten Wagen, es war hell in den Wirtschaftsgebäuden, und auf den Hofplatz fielen von den Krugfenstern sechs viereckige Reflexe. Dann kam es grünblau, blaugrau, schwarz. Etwas Weißes erhob sich in dem Grüngrauen, vermutlich das geschlossene Badehotel. Wenn ich dahin kommen könnte! Ich schleppte mich am First entlang, indem ich an der Dachung mit den Füßen Halt fand und die ganze Zeit vom

KALODERMA

SEIFE
PUDER
GELEE



F. Wolff & Sohn's
Kaloderma-Erzeugnisse
die vielbewährten Hautpflegemittel

Kaloderma-Toiletteseife

ist sparsam im Gebrauch, diskret parfümiert und macht die Haut rosig weiß und weich

Preis das Stück M. 0.70
die Schachtel mit 3 Stück M. 2.—

Kaloderma-Gelee

ein unentbehrliches Schutzmittel zur Erhaltung einer gesunden, widerstandsfähigen u. blütenfrischen Haut

Tuben in Einzeletuis M. 1.—
Tuben unverpackt M. 0.50

Kaloderma-Reispuder

gibt der Haut jenen gewissen bezaubernden Hauch, den man an der eleganten Dame so oft bewundert

Reispuder die Schachtel M. 1.50
Talkpuder die Schachtel M. 1.—

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE IN BADEN

Hunde bemerkt zu werden fürchtete. Aber er war offenbar in der Küche. Am Giebel hätte ich fast aufgeschrien vor Freude: eine Leiter war gerade an das Giebelkreuz gelehnt. Ich ließ mich hinunter, nahm einen Satz von den untersten Latten und fiel Rasmine in die Arme.

„Bist du das?“ keuchte sie, „ich war gerade auf dem Wege zu dir hinauf — es sucht jemand auf dem Boden herum, ich weiß nicht, wer es ist. Ich wollte dich herausholen, komm!“

Sie nahm meine Hand und zog mich nach dem weißen Gebäude hinüber.

Ich dachte an meinen Ulster, meine Koffer. Aber es wirbelte mir im Kopfe herum, und ich folgte blind, die kalte Hand des Mädchens in meine fieberheiße drückend. Ich sah, daß sie in einen Gummiregenmantel gehüllt war.

Das war der letzte Eindruck.

Als wir um eine Ecke bogen, umschlang ein sehniger Arm, ein Matrosenarm meinen Hals so fest, daß er sozusagen im Schraubstock saß. Gleichzeitig preßte eine teer-

riechende Faust meinen Mund zu, und ich fühlte zwei kleine schnelle Hände meine Weste aufreißen, die Brieftasche herausziehen. . .

*

Ach, kleine Rasmine, ob ich dich auf meines Lebens Pfad jemals wiedertreffe! Oh, dann solltest du mit mir tanzen und „Tabak und Wein, Wein, Wein“ bekommen, kannst du mir glauben! Die Welt ist klein für uns, die wir verurteilt sind, von Hafen zu Hafen zu ziehen und unsere Liebsten zu nehmen, wo wir sie finden. Einige Jahre im Zuchthaus gehen auch vorüber, und wir sind ja beide jung. Dein Bruder, der Wirt des Hotels zur Himmels Höhe, hat auch noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen und mit ihm, dem frechen Burschen, der sich nun so herrlich amüsiert. — Hast du wirklich noch Minnas Armband mit den Blutrubinen und den Golddiamanten? Ha, du kleine hübsche Rasmine mit den Makrelenaugen, was die Zeit langsam vergeht, langsam vergeht, langsam vergeht — — —

Schwester Abelone

Von Jesper Ewald

Die Kleine kommt trällernd herangehüpft, die Arme voller Chrysanthemen. Sie bleibt vor dem Fenster meines Zimmers stehen, reckt sich zwischen den Stockrosen empor und eröffnet ein freundschaftliches Bombardement auf das Inventar des Zimmers: Die Geschütze sind abgerissene Blumen, kleine Steinchen, einzelne verrostete Nägel und verschiedenes Hausgerät. Eine emaillierte Kasserolle bullert langsam und leise über meinen Schreibtisch, eine handvoll Hühnerfedern entschließt sich, nach einigem Umherschweben auf meinem Scheitel Platz zu nehmen, und über meinen Hän-

den rieselt Gartenkies. Ich beuge mich aus dem Fenster. „— das mußt du nicht tun —“ sage ich mit milder, väterlicher Ruhe. „Du darfst nichts zu Vater hineinwerfen, während er arbeitet, das tun süße, kleine Mädchen nicht. Aber du bist vielleicht gar kein süßes, kleines Mädchen?“

Sie nickt sehr eifrig. — „Doch — ich bin süß!“

„Dann kann ich aber nicht begreifen, daß du schmutzige Sachen zu Vater hineinwirfst. Wenn du wirklich süß bist, so gehst du jetzt artig weg und spielst mit der kleinen, weißen Miesekatze. Sieh nur, wie sie über die Blu-



MAUXION

SCHOKOLADE

Golo

*Hausschuhe
in der ganzen Welt
daheim*



*Verkaufsstellen
durch Plakate
kenntlich*

men springt! Du solltest mal versuchen, ob du wohl ebenso hoch springen kannst.“

Die Kleine hat plötzlich jenen weiten, geistesabwesenden Blick, der mir mehr als alles andere das Weib hervorzaubert, das noch in ihr schlummert. Denn die Kleine ist eine Dame von drei Jahren, mit geradem Rückgrat und Charakter in ihren eigenen, sehr persönlich gefärbten Begriffen von Gut und Böse.

Ich halte der Kleinen einen langen, schön formulierten Vortrag, in dem ich mit kräftigen, klugen Worten einen Vergleich zwischen süßen und unartigen Mädchen anstelle, ich rede zu allem Guten, das, wie ich hoffe, noch in ihr lebt, und als ich nichts mehr zu sagen habe, kehren ihre blauen Augen — wie Schmetterlinge mit leicht zitternden Flügeln — zu mir zurück und blicken mich verwundert an. — „Was sagtest du, Vater? Hast du zu mir gesprochen?“

Nun lächelt sie, und das ist auch gar nicht merkwürdig, hat sie doch ihres Vaters entwaffnetes, verliebtes Lächeln entdeckt.

Die Kleine gluckst vor Vergnügen, sie beugt sich nieder, rafft Gras und Blumen, Unkraut und Kies zusammen und richtet die neue Batterie auf mich, sie galoppiert hinter einen großen Stein, dort findet sie nun eine alte Tabaksdose und füllt sie mit Wasser aus dem Faß unter dem Brunnen. Ich sollte eingreifen, ich Wehrloser, der seine Schwäche offenbart hat, denn ich soll Wasser auf die Nase bekommen, da meine Nase schwarz sei wie bei einem Neger — wie die Kleine mir mitteilt —, und sie ersucht mich befehlshaberisch, mit meiner Nase näher zu kommen, denn sie soll eingetaucht werden, und als die Nase vor dem Wasser zurückschreckt, kommt die Flut durch das Fenster gesaut. Dabei ist auch etwas Kaffeegrund und auch eine einzelne Kartoffelschale. Ich zupfe alles dies von den Augenbrauen ab. —

In demselben Moment sehen wir Mutters weißes Kleid zwischen den Johannisbeersträuchern auftauchen. Unsere Blicke treffen sich wie bei einem gemeinschaftlichen Verbrechen. Mutter ist stark, wo wir schwach sind, Mutter läßt sich nicht entwaffnen, sie vergißt niemals, wie ein süßes, kleines Mädchen sich betragen soll, und ihre festen

Hände sind nicht langsam, wenn sie es ihm einprägen will. Ich muß voller Reue eingestehen, daß wir gespielt haben, Kies und Blumen und Grasbüschel sind sowohl in das Fenster und aus dem Fenster gesaust. Und die emaillierte Kasserolle liegt jetzt zerbeult und garstig drüben bei den Hühnern. Wer hat sie dorthin geschleudert? Wer hat sie zum schallenden Jubel der Kleinen durch die Luft sausen lassen, daß der Henkel die wahnwitzigsten Kreise beschrieb und den erschreckten Hahn zu mächtigem Zorn reizte? Als Mutter sie aufhob, schämten wir uns beide, als sie aber entdeckte, daß es die neue Kasserolle für 2,25 Mark war, die die Kleine aus der Küche gestohlen hatte... da riß ich mich zusammen und hielt mich brutal an die Tatsache, daß die Kleine die Schuldigere war, denn sie hatte mich mit Wasser, und dazu noch mit schmutzigem Wasser begossen — ich runzele die Brauen, befreie meine Stimme möglichst von dem munteren Kameradschaftston und werde wieder Vater.

„Du bist ja ein Ferkel!“ sage ich, „du begießt mich mit ekligem, schmutzigem Wasser. Was glaubst du, was wird Mutter dazu sagen? Geh du nur sofort zu ihr, damit sie deine Hände reinigen kann. Verschwinde, denn Vater muß jetzt arbeiten!“

Ich habe das Fenster geschlossen. Ist sie fortgeschlichen? Hat meine Strenge gewirkt? Es ist so still da draußen... ganz still. Aber bald darauf höre ich Mutters schnelle, sichere Schritte auf dem Grase. Die Kleine rückt näher zu meinem Fenster. Ich spähe hinaus, sie steht dort mit gesenktem Köpfchen und betrachtet nachdenklich ihre Hände, die in allen Nuancen von Schmutz, von kohlschwarz bis perlgrau, schimmern. Jetzt steht Mutter vor ihr, und ich übe mich bereits, innerlich den richtigen, überzeugenden Ton für die Antwort zu finden. Ich arbeite, ich will Ruhe und Frieden haben!

„Was ist denn mit deinen Händen los?“ sagt Mutter. — „Wo warst du? Mußt du dich denn immer so schmutzig machen? Wirst du niemals etwas anderes als ein kleines, winziges Wickelkind sein!“

„Ich habe mit Vater gespielt —“, sagt die Kleine. Ich sinke zusammen.



Junge! 'ne
Deinhard!

„Ja, das sollte ich wohl glauben! — Du solltest Prügel bekommen, das solltest du, du dummes Ding...“

Sie stehen dicht unter meinem Fenster. Mutter sieht sehr energisch aus, die Kleine senkt den Blick. Aber ratlos ist die Kleine nicht. Plötzlich kommt es... „Wenn meine Schwester Abelone schmutzige Hände hat, dann sagt man immer zu ihr: Gott, bewahre, das macht nichts, keine Spur!“

„Du hast also eine Schwester, die Abelone heißt, wo ist die denn?“

„Zu Hause auf Norrewoll. Und ihre Mutter sagt immer: du bist so süß. Das sagt sie zu meiner Schwester Abelone.“

„Geh und spiele mit der kleinen Miesekatze!“

„Meine Schwester Abelone mag die kleine Miesekatze nicht.“

„Nun...“

Ich höre Mutter forteilen, ich höre, wie die Kleine ihr nachgaloppiert. Jedoch plötzlich stockt der Kleinen Schritt — sie hat „etwas“ gefunden, womit sie spielen kann.

Mutter tritt zu mir herein, ihr Gesicht ist von unterdrücktem Lachen stark gerötet. „Hast du das gehört? Nun hat sie sich eine ‚Schwester‘ angeschafft. Wo in aller Welt nimmt sie diese Ideen her? Abelone! Wo hat sie diesen Namen gehört? Dieses alberne kleine Ding!“

Ich stopfe eine Pfeife und sammle meine Würde, während ich sie anzünde. „Das Kind hat Phantasie. Die hat sie von mir, und du wirst sehen, die ‚Schwester‘ werden wir auch noch berichtigen. Die Erziehung...“

„Wollen wir nicht lieber über etwas reden, was du verstehst?“ unterbricht Mutter mich freundlich. Ich wende ihr den Rücken zu; ich werde arbeiten und will nicht gestört werden. Draußen scheint die Sonne, und plötzlich erklingt die Stimme der Kleinen: „Mutter, darf ich in den Laden gehen?“

„Was willst du denn im Laden?“

„Ich muß zu meiner Schwester Abelone gehen.“

*

Abelone wurde schnell fast ein Familienmitglied. Wir bekamen ihre Beschreibung. Sie hatte „Lockenhaar“ und war sieben —

sechs — fünf Jahre alt, die Kleine arbeitete immer mit phantastisch kombinierten Erzählungen. Während Mutter ihre ganze Erziehungskunst aufbot, um dem schädlichen Einfluß Abelones entgegenzuarbeiten, studierte ich das Phänomen und lieferte wertvolle „Beiträge zum Verständnis der Entwicklung der organischen Lüge.“

„Schwester Abelone“ entfaltete sich mit solcher Lebenskraft, daß wir kopfschüttelnd jeden Abend einander anstarrten, wenn die Kleine zu Bett gebracht worden war. — Abelone hatte von ihrer Mutter die Erlaubnis, grüne Johannisbeeren abzupflücken und sie zu essen. Abelones Mutter ist so süß! erklärte die Kleine. Und Abelone hatte den Vorzug, vielerlei andere Dinge unternehmen zu können, so daß es nicht verwunderlich war, wenn die Kleine mit steigendem Eifer ihre Gesellschaft suchte. Der Garten von unserem Sommerhaus war groß, voller Buschwerk, aber etwas nachlässig eingeeht, mit vielen offenen Stellen nach den seichten Dünen von Skagens Südstrand, zur Weststraße von Kaufmann Tonnessen und zu dem Svaldre-Hügel, der zwischen uns und der mystischen Abenteuerwelt der Plantage lag. Außerdem waren die umliegenden Häuser voll von Kindern, lichthaarigen Kindern jeden Alters, die ein lebhaftes Interesse für die Kleine hegten und wußten, daß dies auf Gegenseitigkeit beruhte. Aber die mußten ja aufpassen — es ist so eine Sache, ein Kind von drei Jahren aus einem fünften Stockwerk auf „Norrewoll“ frei in die Natur hinauszu lassen. Es war der Kleinen also streng verboten, zu rennen. Natürlich war sie wie ein gesundes, ungehorsames Kind den ganzen Tag umhergerannt, so lange wir dort waren. Aber bis Abelone auftauchte, rannte sie doch mit etwas Schuldbewußtsein, das die pädagogische, heilsame Entgegennahme von Schelte und Schlägen bedingte, wenn man sie eingeholt hatte.

All dies hatte Abelone gänzlich zerstört. Wir sahen nicht mehr ein verdutztes, kleines Gesichtchen, wenn die Sünderin aus einem fremden Hühnerhof geholt wurde, vom Strande, vom Grammophon-Konzert bei uns bisher unbekanntem Leuten, aus verwickeltem Tauwerk zwischen schiefen Kisten und Mehl-

*
Die schönste Sommerlektüre
Carl Ludwig Schleich
Besonnte Vergangenheit
Lebenserinnerungen 1859 - 1919



Große Ausgabe mit 10 Tafeln in Kupfertiefdruck, 51.-63. Tausend. Ganzleinen M. 9.-
Kleine Ausgabe, ohne Bilder, 41.-59. Tausend. Halbleinen M. 3.80

Vom Gipfel eines reichen Lebens sieht der universale Forscher auf sein umfassendes Werk zurück. Fast alle Gebiete menschlicher Erkenntnis, auch die Grenzgebiete unseres Wissens, hat der vielseitige Gelehrte bereichert. Sein bahnbrechendes Wirken, das zu fruchtbaren praktischen Ergebnissen führte — erwähnt sei nur die Lokalanästhesie — verband ihn mit Virchow, Bergmann und vielen anderen führenden Geistern der Naturwissenschaft, der Medizin und der Kunst. Eine strahlende Lebensfreude verklärt die Erinnerungen dieses großen Anregers, der die seltene Gabe besaß, auch den Laien in die Geheimnisse der Wissenschaft einzuführen.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Ausführliche Prospekte über die Werke Carl Ludwig Schleichs und den Verlagskatalog verlange man direkt vom

* **Ernst Rowohlt Verlag / Berlin W 35** *

Bäder, Kurorte und Hotels

DAVOS.

1500-1800 m über dem Meeresspiegel.
Sonniger Jahreskurort im schweiz. Hochgebirge.
Alle Kur- und Sporteinrichtungen.
Im Sommer nicht überfüllt und sehr mäßige
Preise.

BAD LANGENSCHWALBACH IM TAUNUS.

Hotel Herzog von Nassau. Das führende Haus,
Pensionspreis ab M. 10 —.

SEELISBERG. Vierwaldst. See. Hotel Sonnen-
berg. Idealer Ferienpl., erstklassiges Haus. Prima
Küche. Orchester, Tennis. Pension von 12 Frcs. an.

WIESBADEN. Hotel und Kochbrunnenbadhaus
„Schwarzer Bock“ 260 Betten, fließendes Wasser
in allen Zimmern, besuchtestes Haus am Platze.

NICHT DILETTANTISCH REISEN!

Fachleute stehen den
Lesern der Vossischen
Zeitung und des Uhu
mit Rat und Tat zur
Seite. Sie besorgen
Fahrkarten, Bett- und
Platzkarten zu den
amtlichen Preisen

REISEBÜRO DER
VOSSISCHEN ZEITUNG
BERLIN SW 68
MARKGRAFENSTR. 66

126

säcken im Lagerraum des Ladens. Vorbei war die Zeit, als wir uns ehrwürdig auf unsere Lehnstühle setzten und voller Strenge die Kleine betrachteten, die als Arrestantin zwischen uns stand und in dem Bewußtsein ihres Verbrechens die gerechte Strafe erwartete. Jetzt nickte sie nur zu jeder Ermahnung und leugnete jede Missetat. Sie wäre nicht allein gewesen, denn Abelone war dabei, Abelone wollte den Fuhrmann besuchen, und da mußte sie doch mitgehen. Sie wäre mit Abelone Hand in Hand gegangen — auf dem ganzen Wege und wäre so süß gewesen. Und nun ginge sie wieder — sie blickte uns fest an mit ihren tief verdunkelten, blauen Augen. Und sie ging. Wir sahen sie durch den Garten galoppieren, durch ihr Lieblingsloch in der Hecke nach den Dünen hin.

„Wir müssen ihr nach!“ sagte Mutter. — „J — ja!“ stammelte ich bereitwillig und galoppierte ihr nach. Dort saß die kleine Dame auf einem Zementhaufen gegenüber dem Wasserfall und empfing mich mit unzerstörbarer Höflichkeit. Ich frage nach Abelone... „Abelone ist eben gegangen“, antwortet die Kleine. „Abelone mag dich nicht — sie rennt — rennt, wenn du kommst, Vater. Du kannst wohl nach Hause gehen, Vater...“

Und am Abend können wir das Problem Abelone besprechen.

Es war allmählich in der Nachbarschaft bekannt geworden, daß die Kleine eine Schwester habe. Das wußten wir, doch hatten wir nicht weiter darüber nachgedacht und auch nicht überlegt, welche Konsequenzen die Ausbreitung des Gerüchts über Abelone haben könnte. Aber eines Abends sitzen wir im Garten und hören einen Badegast, den Lederhändler Bopael Horsens, draußen auf dem Wege mit seiner Frau reden. Sie bleiben stehen und blicken hinein, und da sie uns nicht bemerken, suchen sie nach Gewohnheit der Neugierigen dem Mangel dadurch abzuwehren, daß sie über uns schwatzen. „Da drinnen wohnt sie, die kleine Goldhaarige, die in langen Kleidern umherrennt.“ — „Ja, das soll wohl künstlerisch sein — f e s c h i s t es nicht...“ Frau Lederhändler räuspert sich und fährt fort: „Gott weiß übrigens,

weshalb sie das andere Kind nicht mithaben.“
— „Sind da mehrere Kinder?“

„Nur noch eine Tochter. Sie haben ihr den sonderbaren Namen Abelone gegeben. Ich finde das unverantwortlich, man muß doch daran denken, daß das Kind einmal erwachsen sein wird. Abelone! Hm. Aber ich möchte nur wissen, weshalb sie nicht bei ihnen ist.“

„Ja, weiß Gott, das ist doch etwas sonderbar.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht! Ich habe mir erzählen lassen, daß diese Abelone 7 — sieben Jahre — alt ist. Und da diese Leute bekanntlich nur 5 Jahre verheiratet sind... Hm. Man kann vielleicht so etwas Takt nennen, einen Fehltritt zu verbergen, jedenfalls in den Ferien... Ob sie sie wohl im Winter auch aussperren?“

Die Lederhändler gingen weiter — und da saßen wir. — „Lebewohl, Abelone!“ sagte ich. „Die Kleine hat dir einen Ruf gemacht und erzählt, daß du 7 Jahre alt bist, und das ist mehr, als wir trotz unserer anerkannten und berüchtigten Freisinnigkeit vertrauen können. Ich vernichte Abelone am morgigen Tag.“

„Wodurch?“ fragte die Mutter der Kleinen.

„Durch ihre Herbeischaffung.“

Ich hielt Wort. Am nächsten Morgen telegraphierte ich nach Abelone, einem hübschen Mädels von 12 Jahren, die weitläufig mit uns verwandt war und gern aufs Land wollte. Die Kleine hatte sie niemals gesehen, das war just eine Chance, und ich ließ den Eltern acht Tage Zeit, das Kind an seinen neuen Namen zu gewöhnen. Wir brauchten auch selber notwendig diese acht Tage, um die Kleine auf Abelones Ankunft vorzubereiten.

Als wir an einem sonnenwarmen Sonntag in Erwartung des Zuges auf dem Perron standen, zweifelte die Kleine gar nicht daran, daß nun die richtige, die echte, die geliebte „Schwester Abelone“ kommen würde. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, sie trippelte ungeduldig hin und her — und sie kannte Abelone früher und besser als wir aus der Photographie, die wir uns durch ihre Eltern hatten senden lassen, und die wir ihr fünfmal täglich gezeigt hatten. Sie hielten

KAFFEE HAG

ist jederzeit, auch
spät abends
bekömmlich

KAFFEE HAG

reiner Bohnenkaffee
feinster Qualität

KAFFEE HAG

wird von Feinschmeckern
bevorzugt. Warum?

ES

KAFFEE HAG

Staatsmedaille 1888

Hildebrand,

Kakao

Hildebrand,

Schokolade

Hildebrand,

Pralinen

unübertrefflich

Staatsmedaille in Gold 1896

sich auf der Heimfahrt umschlungen, saßen bei Tisch aneinandergeschmiegt und gingen vom Morgen bis zum Abend Hand in Hand. Und es kam Ruhe ins Haus, denn Abelone erwies sich als ein höchst vernünftiges und artiges Mädelchen, ganz anders, als wir sie aus den Beschreibungen der Kleinen kannten.

Aber nun brodelte es in der Kleinen, ich sehe das und verstehe es. Sie ist glücklich, aber ihre Phantasie ist heimatlos geworden, seit Abelone wirklich gekommen ist. Sie versuchte eines Tages mit „mein Bruder Hans“, als Mutter aber „Quatsch“ sagte, da senkte sie ihr Köpfchen und sagte nachgiebig „Ja!“

Sie tummelt sich jetzt draußen auf dem Grase, während ich schreibe, und sie flüstert leise mit sich selbst. Sie ist mit ihren Gedanken beschäftigt, die Gestalten von Menschen und Tieren annehmen, merkwürdige Pflanzen und abenteuerliche Erlebnisse tauchen auf, alles ist ganz ihre eigene Schöpfung.

Es arbeitet in ihr, es wächst, und eines Tages wird es so stark, daß sie damit zu uns kommt. Was wird daraus? Ich weiß es noch nicht, aber sie kann ruhig kommen. Es ist ja unsere Aufgabe, ihr zu helfen, indem wir es entgegennehmen, bis es ihr sanft entgleitet oder eines Tages zu wirklichem Leben ersteht. Sie blickt auf — sie lächelt und zeigt mir geheim, vertraulich, daß sie eine von den Blumen gepflückt habe, die, wie sie ganz gut weiß, Mutter nicht zu pflücken erlaubt. Ich sage: „Pst!“ und hebe den Zeigefinger, und sie neckt mich später, weil wir uns zu einem kleinen Verbrechen verschworen haben.

Dann kommt Nachbars weißes Kätzchen, die Kleine läuft ihm nach, und bald ist alles vergessen. So ersteht etwas — so versinkt es wieder, doch in ihrem Herzen und Gemüt keimt es weiter zu einer Welt von Phantasie und Wirklichkeit, und eines Tages wird sie ein vollerblühter kleiner Mensch sein.

So ergeht es uns Eltern.

*

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henny Bock-Neumann.)

IN DREI TAGEN NACH AMERIKA

Fortsetzung von Seite 22

Zwischen den hohen Türmen des heutigen Babylon hindurch zog der Zeppelin sicher seine Kreise, um dann noch einmal hinaufzusteigen auf 3650 m, nicht aus demonstrativen Gründen, sondern um durch Abblasen von Gas das durch den Benzinverbrauch leicht gewordene Luftschiff sorgfältig für die Landung auszuwiegen, die um 9 Uhr 37 Minuten morgens, amerikanischer Zeit, am Mittwoch, dem 15. Oktober, im Marineluftschiffhafen Lakehurst, etwa 70 Meilen südlich New York glatt erfolgte. 7830 Kilometer waren in 3 Tagen, 9 Stunden und 2 Minuten ohne Unterbrechung zurückgelegt worden. Mit einer mittleren Geschwindigkeit von fast 100 Kilometer in der Stunde hatte das Schiff seine Reise durchgeführt. Nach der Landung waren noch über 7000 kg Benzin an Bord, also Betriebsstoff für etwa 24 Stunden.

Ob der Jubel, mit dem uns das amerikanische Volk vom Präsidenten bis zum Zeitungsjungen empfing, nur der sportlichen Höchstleistung galt, oder ob auch drüben erkannt wurde, welche Zukunftsmöglichkeiten im Zeppelinluftschiff für den Weltverkehr liegen, muß sich eines Tages zeigen. Noch lasten die Baubeschränkungen des Versailler Vertrages lähmend auf der ganzen deutschen Luftfahrt. Wir wünschen allen denen, die es heute in der Hand haben, hier Wandel zu schaffen, zum Nutzen des Weltverkehrs, einen kleinen Teil des felsenfesten Zutrauens in den Luftschiffverkehr der Zukunft, welches uns die dreitägige Amerikareise des „Z. R. III“ gegeben hat.



Die
modernen
kosmetischen
Schöpfungen
für
Schönheit
und
Körperkultur

OKKULTA·BERLIN

Nordischer Sommer

Von Aage Madelung

Sommerabend in einer Stadt am Fuße der Alpen.

Keine Brise, keine Kühlung nach dem heißen Tag.

Vom Kino ruft der Gauklerherold: Großes nordisches Sensationsdrama! Beginnt sogleich! Bitte, please, s' il vous plait!

Herabgesetzte Preise für „Die große Liebe!“

Die Augen fallen auf das Plakat. Namen flackern in dem blauen Licht, schlagen ein in die Erinnerung.

Gut, so wollen wir uns wieder begegnen.

Nehmen Sie Platz, es beginnt:

Reklamen für Champagner und Seide, Puder und Gummi... die schleichenden Kupplerinnen der Lust.

Pause.

Der Raum wird dunkel. Das Gespensterlicht spielt auf der weißen Leinwand. Da stehen sie wieder, die bekannten, vergessenen Namen. Ein fahles Zucken auf der Fläche des Scheinlebens, und hervor springen zur Vorstellung die Heroen und Heroinnen der Mimik, die Herren und Herrinnen des Lebens mit pomadisiertem Haar und echten Tränen und vorletzten Gebärden und Moden.

Und dann beginnt es.

Ein junges Weib in einem freien Walde mit Unterholz. Der Körper leuchtet in dem leichten Sommerkleide...

Sehr gut, mit einem jungen Weibe und einem selbstleuchtenden Körper zu beginnen, sehr angenehme Einleitung...

Aber abgesehen davon, was ist das für ein verhexter Wald: er rauscht wie Gefieder, er hebt sich zur Flucht, getragen von dem Hauch des großen Geistes. Der große Geist haucht dem Walde Leben ein. Die Zweige schwanke; das Laub schwirrt an den Stielen. Ein kühler Luftzug dringt durch Baum und Busch. Er schmeckt nach Salz und See, nach Klee und Kuh, nach Honig, nach den eigenen

fernen und ewig nahen Kinderträumen... Führe nicht die Hand zum Herzen... zu den Augen: für so etwas ist jetzt nicht die Zeit!

Und doch, er geht zum Herzen, dieser Luftzug von der Nordsee her, dies wechselnde Licht in Sonne und Regenschauer, der Hauch um deine Wange, das flüsternde Laub, das niemals schweigt, der Sommerwind über nordischem Land...

In der Kammer unter dem roten Ziegeldach steht das Fenster Tag und Nacht dem Einzug des Hochsommers offen:

Willkommen, Sommer, du wechselvoller, was bringst du... mit deiner Sonne aus Süden, deinem Regenwind aus Westen, deinem durstigen Ost und den kältezitternden Worten aus Norden? Wen bringst du mir als Gast?

Einen fremden Gast von Ländern und Meeren, den wechselvollen, deiner kühlen Meerfrauenhaut und deinem Mohnblütenschoß, dem flammenden, verblühenden!

... Kette mich an dich mit der lichtverengten Locke deines Haares, fange mich ein in dein herzblaues Adernetz, kühle mich zum äußersten Dunkel mit deiner weißsalzigen Haut, verbrenne mich in deiner Mohnblüten-glut, der glühenden, sterbenden, kette mich, Gast unsteter Sommer, an eine Ewigkeit!...

Die Zeit steht still. Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter. Der Regen netzt das weiße Fensterbrett. Die Gardine füllt sich mit dem Ton der Sternenbrandungen. Die Turmuhr mißt die Vergänglichkeit aller Stunden in der erloschenen Zeit, bis die Tage des Sommers vorbei sind...

Siehe, der Sommer ist dahin! Es ist bereits Herbst! Unsteter Sommersgast: wo ist deine Ewigkeit und meine Mohnblüten, die flammenden, verblühenden?

Kühle Haut... heiße Herzen.

Sommerwind über dem Norden.

VIELE MENSCHEN, VIELE KRANKHEITEN

alle haben aber mit wenigen Ausnahmen eine Grundursache. Man sollte es nicht glauben, dennoch aber ist es wahr, daß z. B. Hautausschlag, Pusteln, Flimmern vor den Augen, Schwindelanfälle, Herzklopfen, Krämpfe, Schmerzen in der Brust, im Rücken, Appetitlosigkeit, Stuhlträgheit, Husten, Durchfall, Neigung zu Erkältungskrankheiten, Blutwallungen, Zittern der Glieder, Beklemmungen, blitzartige, schießende Schmerzen in verschiedenen Körperteilen, Hypochondrie, Ameisenlaufen, Gefühl flatternder Bewegungen, Hautjucken, Kopfschmerzen, schlechte Verdauung, Nachtschweiße, kalte Füße, Leiden des Herzens, der Nieren, der Galle, der Leber, Hämorrhoiden, Flechten, Ausschläge, Gicht, Zuckerkrankheit, Korpulenz, dauernde Katarrhe des Halses, der Ohren, die gefürchtete Arterienverkalkung, langwierige Bein-schäden usw. fast ausschließlich auf einen gemeinsamen Grundfehler, nämlich das unreine Blut, zurückzuführen sind.

Selbst der Laie weiß, daß das Blut dasjenige ist, das den Organismus überhaupt erst lebensfähig macht. Durch Verlust einer bestimmten Menge Blutes erlischt jede Lebensfähigkeit. Wie unendlich wichtig es ist, Ihren begrenzten Vorrat an Blut, den Sie haben, auch organisch richtig zusammengesetzt zu erhalten, wird Ihnen nach dem vorstehenden ohne weiteres klar werden.

Wenn Sie an einer der geschilderten Beschwerden leiden oder auch nur Vorboten dazu zu fühlen glauben, so verbessern Sie Ihr Blut.

Wie Sie das machen müssen, sagt Ihnen eine äußerst wertvolle Broschüre: „Die Kunst das Leben zu verlängern“, die von der Firma Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, herausgegeben worden ist. Sie beschreibt ein Präparat, Dr. med. Hahn's „Salvito“, welches ganz hervorragend geeignet ist, dem Blut seine ursprüngliche chemische Zusammensetzung wiederzugeben. Jeder, der sich dafür interessiert, erhält dieses Buch und eine Probepackung „Salvito“ kostenlos gegen Einsendung einer Postkarte mit Angabe seiner genauen Adresse.

Vergessen Sie aber ja nicht, sofort an Dr. med. Rob. Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg Fz. Js. 129 zu schreiben, Sie nützen sich dadurch selbst am meisten.



die führende
Krankenversicherung
des gesamten
Mittelstandes

der Beamten, Lehrer und Freien
Berufe sowie ihrer Familien

Freie Arztwahl / Arznei
Krankenhausbehandlung
Zahnbehandlung
Wochenhilfe / Sterbegeld

*

Die Barmenia marschiert.
VERSICHERTENBESTAND AM:

1. JANUAR 1924	7460
1. APRIL 1924	12287
1. JULI 1924	24400
1. OKT 1924	55844
31. DEZ. 1924	103438
28. FEBR. 1925	153937

Die Qualität
machts!

Hauptverwaltungsstelle für Groß-Berlin:
SW, Enckeplatz 4

CARL PETERS

Fortsetzung von Seite 75

Man einigte sich auf einen inoffiziellen Bierabend; es war, wie wenn die als Sängerin weltberühmt gewordene, aber doch nicht einwandfreie Tochter zu Besuch in die Kleinstadt heimkehrt. Peters wenige Freunde sorgten sogar für ein Denkmal; da aber die Büste Juli 1914 nach Ostafrika abging, fiel sie samt Mann und Maus in die Hände der Engländer, die denn doch Bedenken trugen, sie aufzustellen.

Mit einer Art privaten Friedensangebotes ist Peters im Herbst 1914 in die Heimat zurückgekehrt; hier hat er dem Kampf zwischen seinen beiden Ländern tatenlos zuschauen müssen. Ergreifend, ihn am Ende seines Lebens über den Sansibarvertrag zu hören! Wenn damals Caprivi die Unabhängigkeit Sansibars in Englands Interesse annulliert und dafür Helgoland eingeheimst hat, so war dies unmöglich, hätte nicht Peters vier Jahre zuvor die deutsche Macht dort etabliert. So hat eine Ironie den Mann, der am Äquator wirkte, unbewußt zum Schöpfer einer deutschen Flottenstation gemacht. „Darum“, schreibt er im Kriege, „würde ich mich mit dem Troste bescheiden, daß Jahre voll Mühen, Schmerzen und Gefahren wenigstens meinem Volke dazu verholfen haben, in Europa seine defensive Stellung zur See zu verstärken.“

Er hat den Ausgang nicht erlebt; auch war sein draufgängerischer Charakter nicht geschaffen, den Ausgleich zwischen Deutschland und England nach dem Kriege zu suchen, den seine zwiespältigen Sympathien an sich anstreben mußten.

Peters war nicht liebenswert, aber seine Neider und Verkleinerer waren Pygmäen gegen ihn. Er war eitel und unverträglich, doch auch mutig und stolz.

Er war in Afrika der stärkste deutsche Mann.

*

Der „Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Josef Melnik, Berlin-Wilmersdorf. — Für die Anzeigen: Günther Leue, Berlin-Wilmersdorf. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Tschechoslowakische Republik: Fred Heinrichsen, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22-26.



Sanft ~ wie die Wasserrose

ist Khasana Talkpuder! Ein jeder bevorzugt ihn wegen seiner schier unfassbaren Feinheit und Güte! - Er erhält die Haut trocken u. kühl und verleiht ihr gerade soviel von dem wunderbaren Duft des «unvergänglichen Khasana», daß jeder, der diesen Talkpuder, besonders nach Sport, Waschung und Bad benutzt, von einem eigenartigen Zauber umgeben ist!

Benutzen Sie «Khasana-Talkpuder» jeden Tag - Sie werden sich von ihm nicht mehr trennen können.

DR. M. ALBERSHEIM
Frankfurt a. M.

Parfüm M 2.75, 3.-, 5.- usw. / Taschenpuder M 1.-, 1.25 usw. / Puderpapier M 0.50, 0.75 / Talkpuder M 1.-
Hautcrème M 1.- und 2.50 / Seife M 2.- / Kopfwasser M 2.50, 4.50 usw. / Toilettewasser M 3.50, 6.50 usw.
Eau de Cologne M 3.50, 6.50 usw. / Brillantine M 1.-, 1.25, 2.50 / Badesalz M 2.25, 4.-, 7.50

NEUHEITEN:

Khasana-Lippenrot M 1.- / Khasana-Shampoo M 0.35

Wer Mund- und Zahnpflege zu einer täglichen Freude gestalten will - der verwende Dr. Albersheim's *Sa fuge n* Mundwasser. Kleinste Flasche M 1.25 - d. h. jede Anwendung kostet nur 1 ⚡



D. Fouse

Talk-Puder
KHASANA
das unvergängliche!



Photograph Ernst Schneider, Berlin.

Liane Haid, die anmutige Filmschönheit
pflegt ihre wunderschönen Zähne nur mit der Kaliklora-Zahnpasta.

Sagen Sie es Freunden und Bekannten, wenn auch
Sie zufrieden sind mit der Kaliklora-Zahn-
pasta, wenn nicht, dann schreiben
Sie es uns.



Fordern Sie
nicht einfach Zahnpasta,
verlangen Sie ausdrücklich Kaliklora!

Queisser & Co., Kaliklora-Fabrik, Hamburg 19